

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Hefen zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Ein wunderlicher Heiliger.

(1. Fortsetzung.)

Von Rudolph Straß.

Auf der großen Nilbrücke hatte das Automobil, in dem Thomafine Rasmussen, Erich Bardeleet und ihre Begleiter saßen, seinen Lauf hemmen müssen. Es war da das wirre Gedränge, das jeden Nachmittag sich erhob, wenn die Mittagssperre vorüber war. Nicht schneller als das zerlumpte Volk der Fußgänger nebenan kam der Kraftwagen vorwärts, die langen Züge der grasbeladenen Kamele, von deren Höcker die staubigen braunen Beine der Treiber herabbaumelten, beschatteten ihn, der plumpe, von schwarz verhüllten Fellachenfrauen wie von einem Schwarm Raben besetzte Büffelkarren hielt mit ihm gleichen Schritt. Dazwischen ritten die britischen Offiziere und trabten die Essendis auf ihren Eseln und fuhrten die Touristen in Droschken, und vom fernen Delta her brauste der Nordwind — sonderbar kalt trotz der stehenden Sonne — und bog die hohen Palmenkronen am Strand und blähte die Segel der Dahabys, die schrägliegend die grünen, schaumgefrönten Wellen durchschnitten, und ließ die schneeweiß gestrichenen Nildampfer an ihren Ankerketten tanzen, und von drüben her leuchtete ein Meer von flachen Dächern und europäischen Palästen und Moscheekuppeln und Fabrikhornsteinen und Parkwipfeln — die Kalifenstadt.

Und Erich Bardeleet benutzte diese unfreiwillige Pause, um seine Gefährtin gedämpft und ernst zu fragen: „Haben Sie noch einmal darüber nachgedacht — Fräulein Rasmussen?“

„Über was?“

„Nun, über das gestern . . .“

„Über Kilian Böhme?“

„Ach!“ Er bezwang kaum seine Gereiztheit und warf mit einer ungeduldigen Bewegung die angerauchte Zigarette in den Staub. „Wie kommen Sie nur auf Kilian Böhme . . . diesen Esel . . .?“

„Wir fahren doch jetzt gerade zu ihm hin . . .“

„Aber ich meinte etwas anderes! Das wissen Sie auch ganz gut!“ Er nahm seinen Schirm, um damit gegen den zottigen braunen Leib eines sich zu nahe herandrängenden Kamels zu stoßen, und rief dem Burschen oben ein barsches: „Jalla! Weiter!“ zu. „Ich meinte das, was ich schon gestern sagte, daß Verunft immer das Beste ist — auch beim Abschluß der Ehe . . .“

Thomafine Rasmussen seufzte und versetzte dann, ebenso leise, wie er geredet, und ein wenig ungeduldig: „Wenn es Ihnen recht ist, so gönnen Sie mir heute nachmittag wenigstens

ein bißchen Ruhe und lassen das Thema fallen — ja?“ Und er neigte schweigend mit seinem eigentümlichen Lächeln den sonnengebräunten, weißblonden Kopf, so als wolle er sagen: Wie du willst! Ich habe Zeit!

Die drei andern hatten nichts von ihrem Gespräch verstanden. Das Getümmel um sie war zu groß. Aber nun, am andern Ende der Brücke, wurde der Weg frei, und das Automobil sauste dahin, die schnurgerade mit hohen Bäumen bepflanzte Allee entlang, und die Kamelzüge daneben wurden nur noch zu braunen, flackernden Schattenstreifen und die Büffelkarren zu einem kurzen, schwarzen Aufdämmern und die Menschen zu Pferd und zu Esel und zu Fuß zu farbigem Gehusche, und selbst die Wagen der elektrischen Straßenbahn, die man überholte, schienen wie Schnecken dahinzukriechen.

Und bald tauchten in der Ferne die wohlbekanntesten dreieckigen Schattenriffe auf — zwei große und ein kleinerer — und standen wie mit der Schere ausgeschnitten, dämmerig, scheinbar halb durchsichtig am Horizont und wurden immer größer und größer, je näher man kam, und wuchsen zu rötlichen und graugelben, tausendfach vom Zahn der Zeit zernagten und angegriffenen Bergen empor und stiegen immer noch höher zum Himmel, als schon längst das Auge sich weigerte, daran zu glauben, daß das Gebilde von Menschenhand seien, und standen als die Pyramiden von Gizeh schweigend, riesenhaft, das Bild der Ewigkeit, vor dem ewigblauen Himmel Ägyptens, und schauten hinab zum Menahaus, wo das Automobil hielt und seine Insassen ausstiegen, um im Kampf mit dem sie umbrüllenden Beduinengefindel unter Führung eines älteren Arabers, seitwärts von der Straße in die Wüste hinauszuwandern.

Die dehnte sich da tot und gelb und unermesslich — ein Meer von fahlem Steingeröll und losen Dünen. Ein ungeheurer, dreieckiger Schatten fiel weit über sie hin. Er kam von der Cheopspyramide. Und in seinem Schwarz leuchtete ein kleines weißes Zelt. Von Sonne und Regen vergilbt, nachlässig eingesploßt, geflickt und windschief lehnte es im Sand. Darauf gingen sie zu. Der lockere Boden, in dem sie waten, machte ihre Schritte fast unhörbar. Und doch hielten sie noch förmlich den Atem an, um Kilian Böhme zu überraschen, und Thomafine Rasmussen dachte sich auf einmal mit einem Anflug von Arger: Es ist eigentlich doch dumm! Was tun wir hier? Und zugleich sagte neben ihr Erich Bardeleet

flüsternd und trocken, mit einer Stimme, wie er sie sonst als Jäger auf dem Anstand hatte: „Wir erweisen ihm eigentlich viel zu viel Ehre! Der verfällt noch in Größenwahn!“

Sie machten beide unschlüssig Halt. Aber der Araber war ihnen vorausgeeilt und winkte. Und nun sahen sie, daß neben ihm, vor seinem Zelt, Kilian Böhmi mit gekreuzten Beinen im Sand saß, in seinen weißen Burnus gehüllt, die Kapuze über das verträumte, von dem krausen Vollbart umrahmte Gesicht gezogen, die gelben Pantoffeln an den auffallend kleinen bloßen Füßen.

Er rührte sich nicht, als sie näherkamen, sondern sah sie nur aufmerksam, mit jenem heiteren Interesse an, mit dem er gestern auch die andern possierlichen Geschöpfe Gottes oben auf Shepheard's Terrasse gemustert hatte, und zog emsig an der Wasserpeise, die neben ihm im Sand lag. Das Glucksen ihres schlangenähnlichen Rohrs unterbrach allein die Stille. Dann sagte Erich Bardefleet laut: „Tag, Herr Böhmi! Wir wollten mal sehen, was Sie hier machen!“

„Nichts!“ versetzte der Eremit einfach und schaute zu Thomastine empor. Die übrigen beachtete er nicht.

„Und das bekommt Ihnen?“

„Ja.“

Er machte mit der kleinen fleischigen Hand eine einladende Bewegung, doch Platz zu nehmen, wo es jedem gerade im heißen Sand am bequemsten sei. Es war, als ob er die Wüste umher als seine gute Stube und sich als den Hausherrn betrachtete. Die leise Scheu, die er gestern, vor dem eleganten Hotel und den gepushten Menschen gezeigt, war ganz geschwunden. Es war etwas Grazilöses und Liebenswürdiges in seinem gastlichen Empfang der Störenfriede, die vor ihm stehen geblieben waren.

„Das muß aber doch auf die Dauer mordend langweilig sein, dazusitzen und nichts zu tun!“ meinte Erich Bardefleet, und der kleine Mann im Sand widersprach lebhaft: „Wieso? Alles Tun kommt aus Europa! Da ist es kalt! Da frieren sie. Da springen sie durcheinander, um sich zu erwärmen. Das nennen sie dann Arbeit und machen aus der Not eine Tugend und kommen hierher und drängen die Tugend den Leuten auf, die's nicht nötig haben und so ruhig in der Sonne sitzen und sich wärmen könnten! . . . Pfui! Europa! . . . Leiden Sie auch so an Europa?“

Mit dieser Frage wandte er sich unvermittelt und neugierig an Thomastine Nasnussen. Und Erich Bardefleet versetzte unwillig: „Herr Böhmi — erstens stehen Sie doch auf, wenn Sie mit einer Dame reden — so — sehen Sie wohl — und zweitens seien Sie doch ein bißchen vernünftiger.“

Kilian Böhmi hatte sich wirklich erhoben und stand, kaum mittelgroß und rundlich, malerisch von dem weißen Mantel umflossen, da. „Wenn ich vernünftig wäre, wäret ihr doch nicht zu mir gekommen!“ sagte er, und das war so wahr, daß die andern in seine unbefangene Heiterkeit einstimmen mußten, während er fortfuhr: „. . . mal schaut ihr euch die Schlangenzauberer an — 'mal die Feuerchluder — 'mal laßt ihr die heulenden Derwische tanzen . . . 'mal besichtigt ihr den Kilian Böhmi! Das ist alles nur zu eurem Amüsement da — denkt ihr! Oh — ich kenn' euch! Aber ich möchte eure Langeweile nicht haben . . .“

Es war Thomastine Nasnussen unangenehm, daß der kleine Wüstenheilige dabei immer gerade sie ansah, als gelte ihr das alles in erster Linie. Sie hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen. Und um ihre Verlegenheit loszuwerden und das allgemein eingetretene, etwas bekommene Schweigen zu unterbrechen, fragte sie ablenkend, in rascher und liebenswürdiger Art: „Leben Sie denn ganz hier draußen, Herr Böhmi? Auch bei Nacht?“

„Bei Nacht bin ich in Kairo, mein gnädiges Fräulein!“ erwiderte Kilian Böhmi ernsthaft, und die Herren hinter Thomastine lächelten ein wenig. Man wußte, in welchen abenteuerlichen arabischen Cafés und sonderbaren Orten aller Art sich jener den Abend über herumtrieb, oder vielmehr, man wußte es nicht, denn schließlich verloren sich nach Witternacht

seine Pfade geheimnisvoll in dem Dunkel der ägyptischen Altstadt, in deren Gassengewir er wohnte.

„Und wem gehören denn die andern Zelte, die da weiterhin herumstehen?“

„Kranken.“

Weiter sagte der kleine verwilderte Gelehrte vor ihr nichts. Und nun begriff sie. In diesen Weinwandhütten kampferten Schwindjüchtige aus dem Menahaus unten.

„Und ich sehe mich jetzt wieder!“ sprach Kilian Böhmi entschlossen und tat es. „In Europa mag das unhöflich sein. Aber Gott sei Dank, wir sind nicht dort!“

„Was haben Sie denn nur gegen Europa?“ Thomastine Nasnussen trat einen Schritt näher und beugte ihre hohe, schlankte Gestalt ein wenig zu dem Einsiedler hernieder, und der schaute zu dem schönen Mädchen gesicht über sich empor und versetzte ängstlich: „Dort denkt man doch! . . . Früher hatte man das Faustrecht . . . jetzt das Kopfrecht . . . Jeder denkt . . . das ist ja gräßlich . . . ich hab auch gedacht . . . ach Gott, was hab ich gedacht!“

Seine Stimme klang dabei ganz weh. Und Erich Bardefleet unterbrach ihn laut und ärgerlich: „Na, hören Sie mal, Ihr Wissen in Ehren, aber ich habe doch auch humanistische Bildung genossen . . .“

„Das seh ich Ihrem gespaltenen Nasenflügel an“, besträubte der kleine Mann im Sand.

„Und da lehrt einen doch die Vernunft . . .“

„Aller Wahnsinn beginnt bei der Vernunft“, sagte Kilian Böhmi, und der andere schwieg und zuckte die Achseln, mit einem Blick zu seinen Gefährten, der besagte: Unheilbar verrückt! Und unter ihm murmelte es am Boden: „Was ihr in Europa erfindet, die Lokomotiven, die Kohlen, das Schießpulver, die Druckerchwärze, der Teufel selber, alles ist schwarz und gräßlich und raucht und stinkt. Und um mich soll es bunt sein! Der Himmel soll blau sein. Die Sonne soll scheinen. Ich will meine Ruhe.“

Er seufzte, als ein wunschloser Weiser im Wüstenland, und sah die Kinder der Welt vor sich lange an.

Und plötzlich wurde er böse. „Fahrt doch zurück nach Europa, wenn es euch dort so gut gefällt. Ihr gehört dorthin. Und hier hält euch niemand. Alles atmet auf, wenn ihr geht und wieder Frieden im Lande ist . . . Und bei euch da oben ist nur Sorge und Ärger und ewige Unrast . . . und es regnet . . . und es ist kalt . . . und der Himmel ist grau . . . und die Schornsteine rauchen . . . da müßt ihr ja werden, wie ihr seid . . .“ Er war aufgestanden und, in seinen Beduinenmantel gewickelt, vor Erich Bardefleet getreten. Zorn lag in seinem Blick. „Ihr seid ja so hart“, sprach er, „so roh! Ihr liebt keine Kreatur Gottes außer euch. Ihr seid kalt und matt. Ihr seid voll Hohn. Voll Dünkel steckt ihr . . . Die Selbstsucht auf zwei Beinen seid ihr . . .“

„Na, nun mal Schluß!“ versetzte Erich Bardefleet ungeduldig. Aber der andere beharrte: „Ihr habt Fischblut in den Adern. Ihr gähnt und mordet und gähnt wieder. Ihr glaubt, die Welt sei nur um euretwillen da, und merkt gar nicht, daß alles eins ist und ihr in der ganzen Welt steckt, und die in euch.“ Und dabei machte er eine weit ausgreifende Bewegung, so, als wolle er das alles ringsum, von den Pyramiden bis zu dem Käfer im Sand, an sein Herz holen und in sich zusammenfassen, und sein verträumtes Gesicht verklärte sich. Aber gleich darauf stampfte er wieder mit dem Fuß auf den Boden, daß der gelbe Pantoffel schwappte. „Alles verachtet ihr!“ schrie er. „Und mich verachtet ihr auch! Fangt doch erst bei euch selber an. Ihr seid alle unnützlich und hochmütig und oberflächlich und — geht und stört mich nicht hier. Ich bin nicht euer Hofnarr!“

„Na — den Gefallen können wir Ihnen ja tun!“ sagte Erich Bardefleet ärgerlich. Aber es war unter seiner Würde, einem Kilian Böhmi, diesem staubbedeckten ärmlichen Pazarone im Pyramidenschatten, etwas übelzunehmen. „Hätten wir

das gewußt, wären wir gar nicht erst zu Ihnen herausgekommen! Die Narrenfreiheit hat doch auch ihre Grenzen, zumal in Gegenwart von Damen."

Seine Worte verwehten im Wind. Kilian Böhms hörte sie nicht. Für ihn waren seine Besucher jetzt Luft. Er wendete sich einem jungen, hochgradig schwindluchtig aussehenden Europäer zu, der von einem der andern Zelte zu ihm herüberkam, und sprach in einer freundlichen, gütigen Art: „So — Herr Schmitz — da hab' ich Ihnen das Reispapier und die Kohlenstifte aus Kairo mitgebracht. Da können Sie weiter Ihre schönen Skizzen machen. Hoffentlich langt's bald wieder zu großen Bildern — in München!"

Er hatte sich von neuem im Sand niedergelassen und blätterte in der Skizzenmappe, die ihm jener erwartungsvoll gereicht, und lobte sie: „Sehr brav! Sehr schön!" und schaute erst den jungen Mann an, der plötzlich husten mußte, daß das heftige Rot auf seinen Wangen noch mehr hervortrat, und dann Thomafine Rasmussen. Und die bangte beinahe vor diesem langen, sonderbaren Blick. Sie hörte aus ihm: Der da vor mir wird wohl nach München reisen — aber im Earg. Und früher als er denkt. Das ist die Welt, die ihr Rücken im Sonnenschein nicht ahnt. Das ist das Leid und das Leben.

Und wieder schritten zwei Gestalten auf Kilian Böhms Zelt zu. Sie merkte jetzt: das war hier in der Wüste wie ein Sammelpunkt für alles, was sich mit seinen Schmerzen und seiner Hoffnung und Enttägung von den übrigen Menschen — den brutalen — den gefunden — weg in die Einsamkeit gestohlen hatte. Diesmal waren es zwei Damen — noch jung — die eine war bleich und sprach nicht — sie schien ein Kehlkopfleiden zu haben — die andere, ihre Freundin und Pflegerin, stützte sie und nahm von Kilian Böhms ein paar Nummern einer Londoner Zeitung in Empfang, die er offenbar für sie in Kairo geholt, und dankte ihm, und er reichte ihr und der Kranken die Hand und tröstete sie in fließendem Englisch über die Hitze. Die sei gerade gesund. Er wisse das. Er lebe doch schon über zwanzig Jahre in Ägypten. Und wieder flog von dem siechen, sahnen Menschenhäuflein um ihn dabei sein Blick zu Thomafine Rasmussens tannenschlanke, biegsam hohem Wuchs und ihrer strahlenden goldblonden und rotwangigen Schönheit, als wollte er sagen: Siehe — das ist der Tod — du Eintagsfliege . . .

Und vor dem Tod das Leiden. Und in dem Leiden das Leben . . . nicht wie es war . . . aber wie es kommen konnte . . . einmal kommen mußte. Schließlich traf es doch jeden. Sie fröstelte ein wenig trotz der glühenden Nachmittagshitze. Ein unbestimmtes Grauen und Vagen vor dem kleinen, sonderbar lächelnden Mann im Sand besiel sie. Sie hatte sich den Ausflug hierher und den Überfall des Wüsteneinsiedlers viel amüsanter gedacht. Nun wollte sie nur fort von hier und gab ihrem Begleiter das durch einen stummen Wink mit dem Kopf zu verstehen — die andern waren ohnedies schon vorausgegangen — und schritt oder watete vielmehr dann eilig durch den lockeren Flugsand im Schatten der Pyramide dahin, die wie eine steile Bergwand im Hochgebirge sich, tausendfach abgestuft, mit übereinander gefollerten Steinblöcken und tiefen Schründen neben ihnen aufstürzte, und war kaum außer Hörweite, da machte sie ihm heftige Vorwürfe, daß er sie hierher geführt und so ihnen allen den schönen Nachmittag verdorben habe.

Diese Ungerechtigkeit erbitterte Erich Bardefleet, der sich ohnedies in übelster Laune befand. Es war kein Vergnügen, sich in Thomafines Gegenwart von solch einem übergeschnappten Menschen, gegen den man wehrlos war, weil man ihn der eigenen Würde wegen nicht für voll, für einen Gentleman und Gleichberechtigten betrachten konnte, so schmähen und heruntermachen zu lassen. Er widersprach gereizt. Hatte sie denn nicht die Partie vorge schlagen? So viel Billigkeit müsse sie doch haben, das zuzugeben! Und das tat sie auch, aber sie fügte hinzu, er hätte das eben besser wissen und sie warnen

sollen — und als er erwiderte: Das sei doch von ihm geschehen! — meinte sie: ja — aber nicht genug! — und das bestritt er wieder, und so gab es, in der grauen Landregenstimmung, in der Thomafine plötzlich trotz des tiefblauen Himmels und des verschwenderischen Sonnengoldes war, einen richtigen, heftigen Wortwechsel zwischen ihnen — den ersten Zwist, seit sie sich in Ägypten getroffen — in dem Erich Bardefleet vor Unmut ganz seine sonstige Vorsicht vergaß, ihr hartnäckig widersprach und sich ihr so etwas entfremdete. Und sie wunderte sich selbst, wie wenig doch — nur solch ein kleiner Anstoß von außen — dazu gehörte, um diese leichte Abkühlung zuwege zu bringen.

Schließlich, am Ende der Pyramide, da, wo sie wieder auf den gebahnten Weg kamen, schauten sie sich beide plötzlich an und lachten, in der gleichen Eingebung des Augenblicks, und versöhnten sich wieder. Es war doch wirklich nicht der Mühe wert. Ein mißlungener kleiner Nachmittagsausflug, weiter nichts. Und so wanderten sie nebeneinander in raschem Gleichschritt unter ihren Sonnenschirmen die staubige Fahrstraße entlang. Da standen schreiende Beduinen um einen Greis herum. Dessen Sohn, ein Pyramidenführer, war von schottischen Touristen infolge einer Wette gegen ein hohes Paskisch zu dem Versuch verlockt worden, in einer Viertelstunde auf die Spitze der Cheopspyramide und wieder herab zu laufen, hatte dabei das Gleichgewicht verloren und sich den Hals gebrochen. Darüber war nun große Trauer, zumal die beiden Unheilstifter spurlos verschwunden waren. Und Thomafine Rasmussen warf dem zahnlosen und halbblinden Alten ein Silberstück hin und sagte, wieder in unbequamerer Gemütsverfassung, im Weitergehen zu ihrem Begleiter: „Gut, daß Kilian Böhms das nicht auch mit angesehen hat!"

„Warum?"

„Nun — er würde wieder behaupten, die wahren Wilden kommen aus Europa!"

„Ach — dieser Narr!" brummte Erich Bardefleet. Er war mürrisch. Das stand ihm gar nicht. Ihn konnte man sich nur gelassen lächelnd denken — mit viel Selbstbewußtsein und ein wenig Brutalität. Die zeigte er freilich nicht, sondern plauderte mit ihr weiter, wie immer, und sie hörte ihm zu und antwortete ihm — aber sie wurden beide nicht recht warm — es stand das Gefühl eines Unrechts oder einer Torheit zwischen ihnen, weil sie den Doktor Böhms aufgesucht hatten, der sie doch gar nichts anging, und so gesellten sie sich ziemlich schweigsam zu ihrer übrigen Gesellschaft im Menahaus.

Aber auch dahin verfolgte sie heute die Mahnung an Krankheit und Sterben. Am Nebentisch sah eine Familie, deren Haupt, ein älterer deutscher Herr, die ganze Zeit von seinem schweren Nierenleiden sprach, so laut, daß die andern es hören konnten — und seine Frau und seine Töchter bemühten sich pflegend um ihn, und in den Blicken, die sie stumm besorgt austauschten, konnte man lesen, daß die Krankheit hoffnungslos sei. Solche Opfer des Geschicks sah man ja überall in Ägypten und gewöhnte sich daran. Aber heute war Thomafine Rasmussen die Nähe von Menschen, die Schmerzen litten, eine Last, und sie war froh, als man vor das Haus trat, um zu beratschlagen, was man nun eigentlich mit dem angebrochenen Nachmittag noch Vernünftiges anfangen könne.

In die Stadt zurück? Nein! — Dazu war es noch zu früh. Und man hatte dann auch solch ein dummes Gefühl, von Kilian Böhms heimgeschiedt worden zu sein. Aber hier draußen gab es nichts als die Pyramiden und die Sphinx. Bei den einen war man schon gewesen — so schlenderte man jetzt zu der zweiten hin — den wohlbekanntem Weg. Erich Bardefleet hatte für Thomafine Rasmussen und sich zwei Kamele besorgt. Auf denen ritten sie langsam hinter den andern her. Das hatten sie schon oft getan. Es ließ sich sonst gut plaudern, bei dem trägen Geschaufel, während dessen man vom Höcker des Tieres herab wie von einem kleinen Turm den Blick weithin nach rechts über das Gelb der Wüste,

nach links über das Grün des Niltals gleiten ließ. Aber heute fiel ihnen das Gespräch schwer. Sie zwangen sich beide dazu, weil sie sich sagten, es sei doch lächerlich, miteinander für nichts und wieder nichts zu schmollen — was war denn eigentlich auch vorgefallen? — und verstummten schließlich doch immer wieder. Und da lag es vor ihnen, von der sinkenden Sonne blutrot umflossen — halb langgestrecktes Gebirge, halb Tier — ein ragender Menschentopf im Wüstenmeer. Ein rätselhafter, feierlicher Ewigleitszug lag auf dem verwiterten, geisterhaft lächelnden Antlitz der Sphinx. Nichts regte sich umher. Es war gewaltige Einsamkeit und Stille. Und der junge Wiener kletterte geschäftig wie eine Ameise im Sand unter dem Koloss herum und richtete seinen photographischen Apparat und stellte die Gesellschaft zurecht — eine Dame sicherte vor Verlegenheit — die zur Staffage herangezogenen Beduinen grinsten, und der Amateur rief aufgeregt: „Aber, ich bitte — Fräulein Rasmussen — machen's doch kein so grantiges Gesicht! Das verdirbt ja die ganze Gruppe! Immer freundlich!“

„Ach — warum soll man denn ewig lachen!“ sagte Fräulein Rasmussen unmutig. Ihr kam das hier wie eine dumme Komödie vor. Sie hätte sich am liebsten davon ausgegeschlossen. Und plötzlich sah sie einen kleinen, beleibten Araber mit über den Kopf gezogener Kapuze, einen dicken Stock in der Hand, gelbe Pantoffeln an den Füßen, über das mächtige, sanft geneigte Trümmerfeld von der Chefrenpyramide her herabsteigen. Er trollte sich rasch dahin, den Blick am Boden, von der Abendsonne hell beschienen. Offenbar wollte er an der Sphinx vorbei auf dem kürzesten Weg durch die bewässerten Felder zu dem Dorf Gizeh, in dessen Nähe der Endpunkt der elektrischen Straßenbahn nach Kairo lag. Und sie erkannte in der weißverhüllten Gestalt den Doktor Kilian Böhm.

Im selben Augenblick hatte sie eine wahre Beschämung bei dem Gedanken, daß er sie hier sehen sollte, wie sie mit einem halben Duzend anderer Leute sich zwecklos lachend vor der Sphinx photographieren ließ. Die erste Aufnahme war ohnedies verunglückt. Und während der vielgeschäftigen Vorbereitungen zur zweiten sagte sie kurz und schroff: „Ach, ich hab' genug davon!“ und ging zur Seite, den Sandhügel auf der andern Seite des Weges hinauf.

Dort blieb sie stehen. Die andern waren ganz verdußt. Mochten sie. Das war ihr gleich. Sie hatte jetzt einen Troß gegen sie, auch gegen Erich Bardefleets. Sie ermartete, daß der ihr gleich folgen und ihr zureden würde. Aber er blieb unten. Er schien seine Taktil unter dem Verdruß des heutigen Tages geändert zu haben. Man mußte nicht immer nur der Nachgiebige sein.

Sie zuckte die Achseln. Ihr war's recht. Sie war viel lieber allein. Und Kilian Böhm, der nun ganz nahe war, ging jedenfalls nach seiner groben Kapuzinerpredigt vorhin auch achtlos vorüber, womöglich ohne zu grüßen. Aber statt dessen trat er auf sie zu und sagte ganz einfach, mit einem freundlichen Lächeln und einer sanften Stimme: „Das ist gut, daß Sie hier sind — weg von den andern . . .“

Sie schaute ihn betroffen an. Und er erläuterte gedämpft vertraulich, so als teile er ihr ein wichtiges Geheimnis mit: „In der Wüste muß man allein sein . . . Und gerade vor der Sphinx!“

„Warum denn?“

Sie fragte das fast mechanisch. Es war ihr so sonderbar, daß Kilian Böhm wieder da war und wieder zu ihr redete. „Sonst antwortet die Sphinx doch nicht!“

Dabei beschrieb er mit seinem Stock einen weiten Kreis durch die Luft, rund um den Horizont. Das Abendsonnengold flimmerte durch seinen krausen, weichen Vollbart, daß der, frei vom Kapuzenschatten, wie aus feinen braunen Seidenfäden gesponnen schien. Und so fuhr er fort, immer flüsternd, als dürfe man in Gegenwart des Steinkolosses drüben nicht laut sprechen: „Die Sphinx weiß doch alles. Die war doch immer da . . .“

Er wies, plötzlich lebhaft werdend, auf die nächsten Sandwellen jenseits des Gott-Löwen. Dort war nichts zu erblicken. Und trotzdem fragte er und wurde jetzt ganz aufgeregt: „Sehen Sie nicht, was da über die Dünen herunterkommt? — Ein ganzer Zug sonderbarer Leute, die man hier gar nicht kennt — schwerbepackt — schwarzhaarig — Kinder haben sie hinter sich — Knechte — sie kommen aus Aien — das ist Abraham und die Seinen. Und zu ihren Zeiten stand die Sphinx schon lange . . . lange . . .“

Thomafine Rasmussen blickte ihn überrascht und unsicher an. Was war das? Und er faßte sie ohne viele Umstände am Arm — und drehte sie halb zur Seite. „Und nun schauen Sie einmal da zum Nil hinüber . . . Da ist eine Stelle durch Purpurjelte abgeperrt — Wachen stehen im Umkreis — innen ist ein Gewimmel von Dienerinnen . . . da baden die Königstöchter . . . und auf einmal gibt's ein Geschrei und Gelächter . . . sie haben ein Kind im Schilf gefunden und tragen es heim zum Pharao und nennen es Moses . . .“

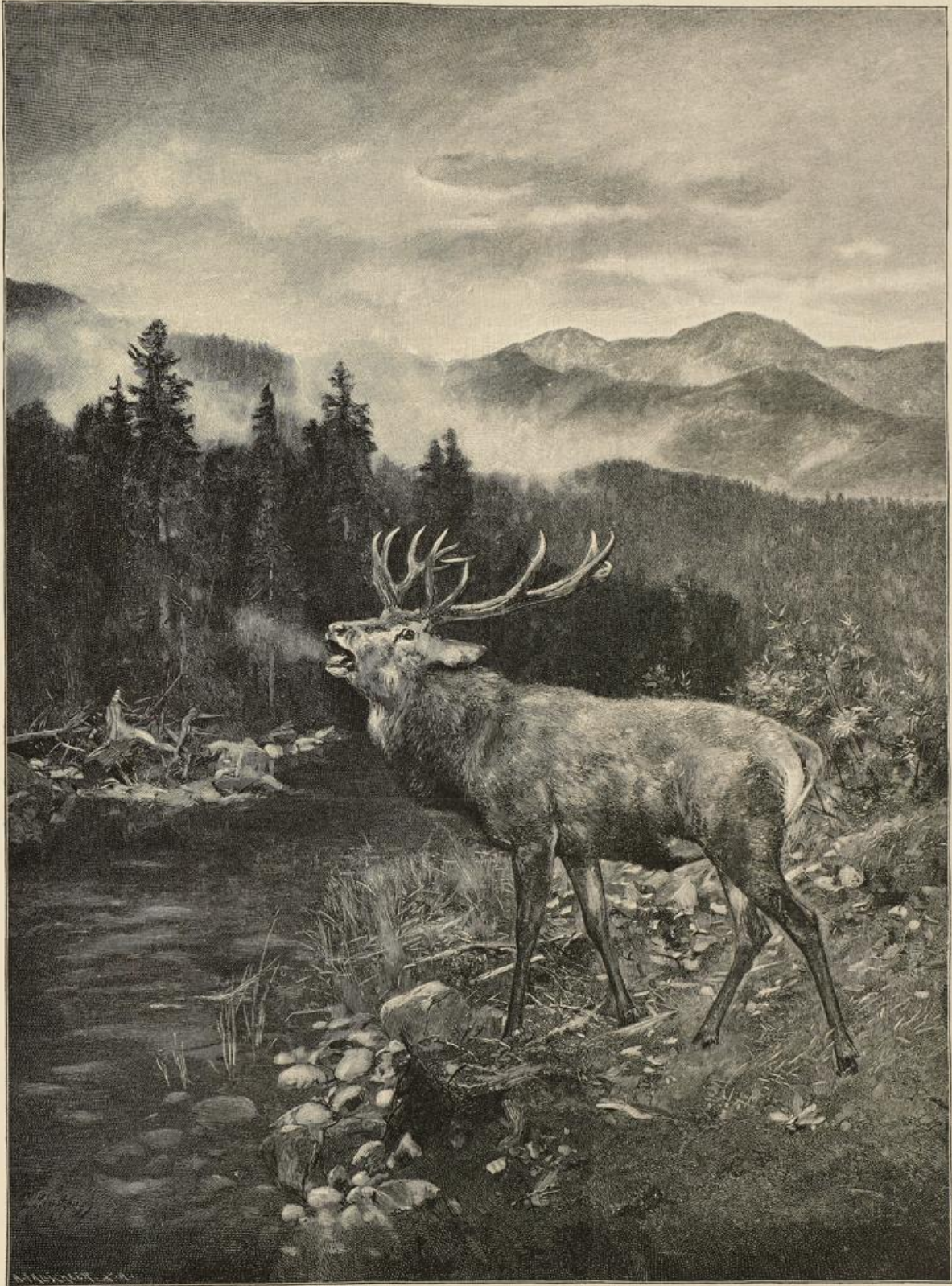
„Fräulein Rasmussen“, rief unten eine Stimme. Es war nicht die Erich Bardefleets. „Kommen Sie doch! Wir haben bald gar kein Licht mehr zum Photographieren!“

Sie antwortete nicht, und der kleine Mann vor ihr machte nur eine ungeduldige Bewegung mit der Hand nach jener Richtung, so als ob er eine Fliege verscheuche. „Wieder ein paar Jahrtausende später!“ sagte er halblaut. „Da ist wieder Purpur auf dem Nil — goldene Barken — Musik — und in der schönsten Barke — auf Seidenkissen — die schönste Frau der Welt — sehen Sie — da drüben — sehen Sie — da fährt Kleopatra dem Cäsar entgegen. Und die Sphinx ist immer da und wartet, was weiter geschieht — und es zieht viel Volks an ihr vorbei — reich und arm — einmal auch ein junges Ehepaar — einfache Leute — so etwa wie jetzt die Beduinen hier . . .“

„Kommen Sie doch!“ mahnte es von unten, und sie antwortete laut und ärgerlich: „Nein, ich mag nicht!“ Und Kilian Böhm fuhr fort: „Da sind sie jetzt ganz nahe an der Sphinx. Der Mann führt den Esel am Zügel — die Frau sitzt oben darauf und hält das Kind auf dem Arm — sehen Sie nur, wie müde sie sind — von der langen Flucht nach Ägypten. Kein Mensch dreht den Kopf nach den armen Leuten — der römische Legionär da drüben nicht — und die hochmütigen Hisspaffen da hinten noch weniger — aber bald darauf sind alle Tempel der Welt geborsten und alle Götter gestorben, und wohin die Sphinx sah, da hat sie das Kreuz gesehen — überall das Kreuz . . .“

„Und dann ist auch das Kreuz wieder verschwunden — der Halbmond war da!“ Kilian Böhms Augen hatten etwas von ihrer Sanftmut verloren. Es lag ein wenig kriegerisches Feuer darin. Er schob Thomafine Rasmussen wieder seitlings gegen die Pyramiden hin, die als riesenhafte schwarze Dreiecke sich von dem blaßgelben Abendhimmel abzeichneten. „Hören Sie den Lärm — man versteht sein eigenes Wort nicht mehr — die ganze Ebene ist ein einziges Meer von Tausenden und Tausenden von buntfarbigem Reitern — in hohen Turbanen, mit geschwungenen Krummsäbeln — welche Gebrause: La ilaha ill' allah! Und mitten in dem Meer das feurige Geknatter und die Pulverwolken aus den vielen kleinen viereckigen Inselfelsen — die lassen sich nicht sprengen — die französischen Karrees — und mitten in einem sitzt ein kleiner Mann auf dem Schimmel — die Arme über der Brust verschränkt — so unbeweglich, wie die Sphinx über ihm — und das ist das letzte Große, was die Sphinx bisher gesehen hat: Napoleon und die Schlacht bei den Pyramiden . . .!“

Unten jodelte der Wiener. Ein törichtes Duldö. Es war wohl ein Zeichen für Thomafine, daß man sich auf den Rückweg begeben wolle. Sie hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. „Und was wird denn das Ende sein?“ fragte sie Kilian Böhm.



Bei Tagesgrauen.
Gemälde von J. Schmitzberger.

„Es wird hier schneien!“ sagte der kleine Araber bestimmt. „Und das hat sogar die Sphinx noch nicht erlebt. Die Rinde des Erdballs wird erkalten — die letzten Menschen werden sich, in Pelze gewickelt, aus Europa hierher flüchten — ich, der ich ebenso alt bin wie die Sphinx und das alles miterlebt hab’ — und Sie, die ebenso alt sind und es nur nicht wissen — und die andern Menschen alle — und wir werden mit-samt all unserm Dünkel hier erfrieren — und aus den Gletschern wird als letztes noch der Kopf der Sphinx heraus-schauen und gerade so lächeln wie jetzt . . .“

Im Sand unter ihnen tönten Schritte. Erich Bardefleet kam den Hügel herauf und blieb, von Kilian Böhm’s Anblick auf das unangenehmste überrascht, stehen. „Da ist ja das Raubbein wahrhaftig wieder!“ sprach er halbblau, mit verfinstertem Gesicht, zwischen den Zähnen. Der andere mochte es hören, wenn er wollte. Der aber beachtete ihn gar nicht, sondern reichte Fräulein Rasmussen plötzlich zutraulich die Hand und drückte die ihre kräftig und sprach dabei: „Gute Nacht — ich muß nur jetzt rasch nach Kairo!“ und hüllte sich fester in seinen Beduinenmantel und schlurfte so eilig, als

habe er Gott weiß wie viel Zeit für seine allabendlichen ara-bischen Kaffeehausbummeleien nachzuholen, in seinen weiten Babuschken über Geröll und Sand des Pyramidenplateaus da-hin zu den Palmen von Gizah.

Erich Bardefleet und Thoma’sine Rasmussen stiegen zusammen zu der übrigen Gesellschaft hinab. Ehe sie die noch erreichten, blieb er stehen und sagte in einem erbitterten und strafenden Ton: „Ich verstehe Sie wirklich nicht, Fräulein Rasmussen!“

Ihr war nicht zum Reden zumut. Sie war wie im Traum, in der Abendstille und dem leisen Dämmern um sie. Stein und Staub sprachen zu ihr — der Wüstenwind hatte Zungen — letzte Weisheit schaute aus den toten Augen der Sphinx — die Wellen des Nils drüben rauschten von ver-gangenen Tagen — alles war fremdartig, neu, und doch seltsam altvertraut — es war eine Stimmung, aus der sollte man sie nicht reißen — und so antwortete sie Erich Barde-fleet nur kurz und herbe: „Ja — das ist richtig! Sie ver- stehen mich wirklich nicht!“

Er zuckte die Achseln. Stumm legten sie den Weg bis zu ihren Gefährten zurück. (Fortsetzung folgt.)

Ein Schützenfest in Mecklenburg.

Von Marx Möller.

Auf der Strecke Wittenberge—Ludwigslust liegt die Bahn-station Grabow in Mecklenburg. Die meisten der Reisen-den streifen den Ort nur flüchtigen Blickes, denn die Schnellzüge, die von Berlin nach Hamburg fahren, rasen nicht-achtend an dem netten Städtchen vorüber, als wäre da gar nichts Sehenswerthes zu finden. Im Vorbeifahren erblicken sie sauberer weißer Häuser rotes Gedach, einen alten, niedrigen Kirchturm, mehrere Gewässer, auf denen weiße Enten plätschern und plappern, kleinstädtische blonde Kinder und alte Leute, die dem Zug wie einem unerwarteten Schauspiel nachschauen, und ein Bahnhofsgebäude von entsetzlicher Dürftigkeit; ringsumher alte Bäume und lachende Wiesen. Die Mehrzahl der Reisenden sieht kaum hin; fast keiner entsinnt sich einer freundlichen Episode aus Fritz Reuters Leben, die sich hier abspielte und diese Stätte weicht.

Denn diese Episode ist heiter und nicht düster; wäre sie traurig, so würden wir gefühlseeligen Germanen von der Stätte reden; dort, wo der Dichter nach seiner Freilassung in trostloser Verzweiflung auf ödem Felde sich immer wieder die Frage stellte: „Was nun?“ ohne daß er eine Antwort finden konnte, dort haben sie ihm ein Denkmal gesetzt. Am Rathaus zu Grabow aber, wo er nach qualvoller Zeit zum erstenmal in vollem Behagen die freie Luft Mecklenburgs atmete, erinnert keine Gedenktafel, kein Bild, kein noch so bescheidener Hinweis an die geweihte Stunde. Fritz war damals in Begleitung seines Wächters in Grabow eingezogen und sollte vorchriftsmäßig beim Bürgermeister auf dem Rath-haus angemeldet werden; als er die Grenze Preußens über-schritt, erfüllte ihn trohes Ahnen, und dieses Ahnen wurde zur lachenden Freude, als er den Flur des Rathhauses betrat. Er fand in dem amtierenden Bürgermeister nicht einen lebernen Bureaukraten, der die Meldung kalt entgegennahm, sondern einen lieben, alten Jugendfreund, der ihn sofort froh mit dem herzlichen „Du“ begrüßte und mit warmem Essen bewirtete und während des Abends und der Nacht noch vielen, vielen Rotspohn mit ihm vertilgte; der Wächter war sehr verduzt, fand sich aber bald in die unpreußische Lage, weil er der Dritte im Bund sein durfte.

Es ist, als wälte von je so ein heiterer, gütiger Geist über dem netten Grabow, in dem bei ruhiger Emsigkeit, die noch immer Zeit zu einem Schoppen übrig läßt, ein würdiger Wohlstand gedeiht. Das Wappen der Stadt hatte ursprüng-lich den Heiligen Georg gezeigt, der in heiterer Ruhe aus-

gezogen war, den Drachen zu erlegen; er hatte nicht viel Aufhebens von der Sache gemacht und war ein echt platt-deutscher Mann gewesen und hatte niemals Georg geheißt, sondern Jürgen oder Jörn. Nachdem nun aber die Reformation gekommen und in Grabow angenommen war und Jürgen samt den andern Heiligen mehr mit den Katholiken zu sympathisieren schien, wollten die Grabower auch nicht mehr viel von ihm wissen; und als die paar Katholiken gegen die Tilgung seines Bildes aus dem Stadtwappen protestierten, da wurde — „nu grad! nu ist recht!“ — allen „Jesuwitern“ zum Ärger der „türkische“ Halbmond samt drei Sternen schön in Silber auf himmelblauem Grund das Symbol der Stadt.

Die Geschichte klingt wahrscheinlich, denn manchen Mecklen-burger ist solche Dickkopfigkeit zuzutrauen. Die Mecklenburger sind oft wie die Kinder: leicht bockig und leicht übervergünst, denn wie die Kinder ärgern und freuen sie sich über Kleinig-keiten, die Erwachsene, wie die Dithmarsen und Friesen, kaum beachten.

Deshalb feiern sie auch so schöne Feste; denn bei ihren Festen fallen — wie bei Kinderfesten — die Standes-unterschiede weg.

Wer es nicht glauben will, besuche in so einem Städtchen wie Grabow einmal ein Schützenfest.

Man feiert überall im deutschen Vaterland Schützenfeste, und schöne Schützenfeste. Aber man feiert sie oft anderswo wie ullige Maskeraden oder wie langweilige Schießübungen oder wie Trinkgelage. In Mecklenburg, wo die Macht der Tradition mächtiger ist als anderswo, gilt das Schützenfest so viel, daß der Tag vor dem ersten Festtage — dies eine Wort sagt alles! — als „Schützenfestheiligabend“ bezeichnet wird. Schützenfestheiligabend!

Alle Häuser sind schön geschmückt mit Girlanden, Kränzen und Birken; am schönsten natürlich das Rathaus, auf dessen Türmchen Mond und Sterne silbern blinken. Hier und da rupfen Kinder zwischen den Straßensteinen das Gras heraus, damit der Weg großstädtisch wirke; sie empfinden nicht, daß sie dabei ein Stückchen Poesie ausreißen. Zwei Trommler durchziehen mit gemessener Würde die Straßen, um das Fest anzufangen. Ein Senator, ein würdiger, älterer Kaufmann, geht umher, um die Quartiere der Gäste, die morgen erwartet werden, zu revidieren, um dem Stadtmusikus noch einmal ein-zuschärfen, vor welchen Häusern er Ständchen zu bringen hat, und um dem Böllerer, einem Kriegsveteranen, den Befehl zum

Abfeuern der Schüsse zu geben. So entsteht schon in den Nachmittagsstunden geschäftige Bewegung, und fieberhafte Spannung wird wach. Auf dem schönen, großen Schützenplatz, der in einem herrlichen Park eingeschlossen liegt, ertönen die letzten Hammerschläge.

Die Stadtmusikanten sind in rastloser Tätigkeit; sie blasen unermüdet bald hier, bald dort; bald den Finnischen Reitermarsch, bald einen Kafewalk, bald einen Walzer, bald einen Gassenhauer. Sie verrichten ihren Dienst mit freudiger Würde, denn ehrende Gnade ist ihnen zuteil geworden: gelegentlich des Jubiläums der Schützengilde erhielten sie vom Großherzog die Erlaubnis, eine phantastische Uniform zu tragen; sie gehen als Matrosen gekleidet mit goldenen Ärmeln auf den Ärmeln!

Der Ernst, der bei aller Heiterkeit dem mecklenburgischen Schützenfest seine Bedeutung gibt, macht sich geltend im Schützenhaus. Der Festsaal ist hergerichtet zum festlichen Mahl; daneben stehen die Ehrenpreise in einem kleineren Zimmer; auf dem Tisch vor dem breiten Sofa steht die alte, eiserne Truhe mit den alten Urkunden und Chroniken der Zunft. Die gewahren einen ernsten Blick in frühere Tage, als die Schützenzunft höchste politische Bedeutung hatte. Damals, als die braven Schützen ihren vertriebenen Herrn wieder heimbrachten, wurden sie durch allerlei Vorrechte belohnt. Steif und verschnörkelt ist die Schrift und die Sprache der alten Bücher, und „feyerlich“ wie der alte Eid:

„Ich lobe und schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid in meiner Seele, daß ich der Ehrliebenden und löblichen Schützenzunft will getreuen und hold sein. Im Namen der Heiligen Hochgelobten Dreieinigkeit. Amen.“

So geht Schützenfeierlichgabend dahin wie eine Duvertüre, die alle Leitmotive der Oper schon leise erklingen läßt.

Der nächste Morgen beginnt mit einem Auftakt in rauschendem Allegro. Um fünf Uhr bereits ist an ein Schlafen nicht mehr zu denken. Die Musikanten machen ihre Runde. Es sind die gleichen Weisen, die man Tags vorher hörte, denn das Repertoire der Musiklehrlinge ist ein beschränktes.

Alle Straßen beleben sich mit Schützen und Zuschauern, das läuft hin und her. Viererlei Arten von Schützen lassen sich unterscheiden: die „Schwarzen“ erscheinen in Frack, Zylinder und mit einem Stochdegen; die Männer vom Gardekorps in Uniform mit einem Schleppefädel; daneben sieht man Jäger mit grünem Hut, Feder, Hirschfänger und einem Pulverhorn und Zoppenbrüder. Sonst trinken und üben sie getrennt in getrennten Lokalen; heute sind sie insgesamt Brüder.

Um etwa neun Uhr treffen die Delegierten fremder Schützenzünfte ein; jeder Bund bringt seine eigene Kapelle mit. Das Bild wird immer bunter, immer heiterer. Das ist — wie Uhland sagt — „ein Grüßen und ein Händeschlag, ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!“ Fahnen wehen, bunte Fahnen mit dem bunten vielgestaltigen mecklenburgischen Wappen, auf dem sich die Symbole wie Dschentkopf, Greif, Faust mit Ring usw. nur so tummeln! Und plötzlich ein Ruck, Kommandorufe, und der große, feierliche Anzug beginnt. Die Sonne lacht auf all die lachenden Gesichter; vor den einzelnen Abteilungen tragen Knaben an langer Stöcke große Schilder mit den Namen der einzelnen Städte; sie werden je nach Verdienst oder Laune mehr oder weniger bejubelt. Der Stadtmusikus dirigiert mit der Leidenschaft eines Miksch und findet noch Zeit, überallhin zu nicken, zu winken und zu danken; dann kommen die Schweriner; ihr König trägt eine märchenhaft schöne Kette, deren einzelne Glieder Dedikationen der großherzoglichen Familie, lauter ovale feingemalte Fürstenporträts sind; die Dömitzer sind, wie immer, sehr gut aufgelegt; sie trafen schon am Abend zuvor ein und waren entrüstet über den geringen Lärm in Grabow, in Dömitz würde so etwas lauter eingeleitet; die Hagenower, Ludwigslustler, Parchimer folgen. So ziehen sie dahin und nehmen wieder auf dem Markt Aufstellung. Der Schützenkönig nimmt die Front ab. Trommeln wirbeln, Fahnen grüßen, vom Schützenplatz her dröhnt der erste der festlichen hundert Böllerschüsse. Großer Ausmarsch; sechs

verschiedene Marschweisen durcheinander. So zieht man hinaus zum Festplatz, wo alte Eichen schatten, und wo der Veteran unentwegt köllert. Das Bild wirkt bezwingend durch seine Buntheit.

Plötzlich wird es etwas stiller, um gleich darauf in lauterem Köllern und Zuschgebläse umzuschlagen. Jetzt ist der Höhepunkt des Festes erreicht; jetzt — nicht eher: das hätte von schlechtem Arrangement gezeugt — erscheint der Bürgermeister als Abgesandter des Großherzogs, um im Namen der großherzoglichen Familie so viel Schüsse abzugeben, wie diese Mitglieder zählt. Der Bürgermeister, oder heute richtiger: Kommissar, erscheint heiter, elegant und jugendlich; er grüßt nach rechts und links; er trägt mecklenburgische Interimsuniform, — so armelig wie in Berlin ist man dort nicht! — blauen Frack mit roten Aufschlägen, kleinen Degen. Bei Hofe trägt er Eskarpins und Stochdegen; da ist er nur Basall; hier ist er mehr, hier ist er Vertreter. Nach einigen Worten mit vornehmen Gästen, die von naheliegenden Rittergütern herüberkamen, schreitet er bald zum Stand. „Hinter Wismar ist seiner Eltern Sitz“; das ist aber auch alles, was er mit dem holländischen Jäger Schillers gemein hat, denn er schießt jedesmal vorbei. Das Schießen nimmt seinen Fortgang. Dazwischen tummeln sich die Grabower und die Gäste im weiten, schattigen Park, wo allerhand Buden aufgeschlagen sind und Bier verschenkt wird.

Um 2 Uhr findet das festliche Mahl statt. Das köstlich naive Festlied enthält u. a. folgende Zeilen:

Im Kreise froher, mäß'ger Becher
Wird jeder Wein zum Göttertrank;
Denn ohne Weiber, ohne Becher,
Bleibt man ein Narr sein Leben lang.
Und alle Kehlen stimmen ein:
Es leben Weiber, Sang und Wein!

Beim Silberlauge voller Humden
Gedenken wir der Armen gern.
Ein Menschenberg schlägt unter Lumpen,
Ein Menschenberg schlägt unterm Stern.
Dum Brüder stoßt die Gläser an:
Es gilt dem guten armen Mann!

Dem Dulder strahle Hoffnungssonne,
Veröhnung lächle unerm'nem Feind,
Dem Kranken der Gesehung Sonne,
Dem Irrenden ein sanfter Freund.
Wir wollen gut durch Leben gehn,
Und einst uns besser wiedersehn!

Nachher, nachdem sehr viel Rottpohn vertilgt worden ist, nimmt das Schießen seinen Fortgang. Und das jahrmartartige bunte Getriebe dauert ebenfalls immer weiter. Es überdauert noch den ganzen nächsten Tag, der wieder mit Musik — der gleichen Musik — beginnt. Dadurch wird in manchen Leuten eine Stimmung erweckt, wie bei orientalischer, ewig wiederkehrender Musik. Es ist, als bliebe die Stimmung der Feiernden beständig auf der gleichen Höhe. Nicht allen Teilnehmern kam es zum klaren Bewußtsein, wer zum neuen Schützenkönig ernannt wurde. Man hatte zu viel zu begrüßen, zu fragen, zu repräsentieren; und man begrüßte, indem man zutrank; man fragte, ob man nicht zusammen eine Runde trinken wolle, und man repräsentierte, indem man Bier kommen ließ. So ist nun einmal noch immer norddeutsche Art; mögen die Temperenzler noch so viel klagen.

Und dabei ist dieses Volk kerngesund, und wenn am Abend des zweiten Tages das Fest beschlossen wird durch einen Ball, so staunt man über die feste Sicherheit der ihrer Würde bewußten Polonäsetänzer und freut sich über die schönen, gesunden Frauen, an denen dieses gesegnete Land so reich ist. Bis in den grauen Morgen hinein klingen Walzer- und Polkaweisen. Schließlich hat auch so ein Fest ein Ende, und der alltägliche würdige Ernst der Werkeltage macht sich wieder geltend.

Die echten Grabower Schützen warten aber auf das nächste Fest nicht bis zum nächsten Jahr, sondern erwidern

den Besuch der Dömitzer schon in einigen Wochen beim Dömitzer Schützenfest. Denn den Dömitzern war der Trubel nicht laut genug, und sie rühmten sich ihrer temperamentvolleren Heiterkeit, so daß es sich lohnt, die Sache zu prüfen.

So fröhlich feiert man in kleinen Städten. Solche Feste sind gar nicht zu vergleichen mit den raffinierten festlichen Veranstaltungen der blasierten Großstädter, von denen keiner den Mut findet, seiner kalten Kritik für ein paar Stunden Schweigen zu gebieten und fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Wie mancher Streit, wie manches Mißtrauen mag im heiteren Verlauf eines so behaglich geselligen Festes beseitigt werden.

Wie manche freundliche Beziehung spinnt sich da von einer Stadt zur andern!

Es handelt sich hier um viel mehr als um ein buntes, drolliges Spiel. Diese Feste sorgen nicht nur dafür, daß den Deutschen die harmlose Freude am Bunten und Drolligen erhalten bleibt; sie machen aus Landsleuten Nachbarn, und aus Nachbarn gute Freunde; dadurch, daß bei solchen Gelegenheiten Arme und Reiche, Gelehrte und Unerfahrene sich verbünden, stehen sie im Dienst des Friedens. So können denn die Schützen von sich sagen: „Pro patria est, dum ludere videmur“. (Für das Vaterland gilt es, während wir zu spielen scheinen.)

Die Jupitersäule im Museum zu Mainz.

Von Professor E. Neeb.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Am Silvestertag des Jahres 1904 kam ein Althändler in das Mainzer Museum und bot einen gewaltigen Bronzefuß, den er von einem Arbeiter erstanden hatte, zum Kauf an. Das kostbare Stück wurde auch sofort für die Sammlung des Mainzer Altertumsvereins erworben. Bei näherer Betrachtung zeigte es sich, daß man es hier mit dem noch wohl erhaltenen Fuß einer Kolossalstatue von etwa 2,40 Metern ursprünglicher Höhe zu tun hatte. Den noch vorhandenen Spuren nach mußte diese Statue aus schwervergoldeter Bronze bestanden haben und, was Technik sowohl als auch künstlerische Vollendung betraf, ein Meisterwerk des Bronzezusses gewesen sein. An dem Fuß selbst waren noch die mächtigen Bleidollen erhalten, mit denen die ganze Figur in einem offenbar steinernen Sockel befestigt gewesen sein mußte. Jetzt galt es nun, schleunigst die Fundstelle zu ermitteln, um womöglich noch weitere Bruchstücke der Figur oder ihres Unterbaues in Sicherheit zu bringen und sie vor Verschleppung zu bewahren. Leider wußte der Althändler weder über den Fundort, noch den ersten Finder des Fußes Auskunft zu geben. Sofort machte sich Herr Direktor Lindenschmit auf die Suche, und nach langem Wandern über alle möglichen Baustellen gelang es ihm endlich, beide zu ermitteln. An einem Bauplatz in der Mainzer Neustadt in der Nähe des Sommeringplatzes fand er auf dem Boden zahlreiche skulptierte Steinbrocken, mit denen die bei der Fundamentierung eines Neubaus begriffenen Arbeiter sich einen Weg für ihre Schiebkarren geschottert hatten. Der Besitzer des Bauplatzes, Herr G. Gerster, gestattete in liebenswürdigster Weise sofort weitere Nachforschungen auf dem ganzen Baugelände, und nach mühevollen und sorgfältigstem Suchen gelang es aus einer Tiefe von drei Metern mehrere tausend faustgroße bis mehrere Zentner schwere Bruchstücke, die fast alle Reste teils ornamentaler, teils figürlicher Reliefs zeigten, ans Tageslicht zu fördern. Dabei kamen auch die Reste eines mächtigen bronzenen Donnerkeils (ein fehlendes Stück davon konnte nachträglich von einem Sammler, der es inzwischen von einem Arbeiter gekauft hatte, wieder zurückgekauft werden), sowie die Klau eines Adlers zum Vorschein. Der Eigentümer des Bauplatzes machte in hochherziger Weise alle Fundstücke dem Museum zum Geschenk, wo sie denn auch sofort geborgen wurden.

Was man freilich gefunden hatte, ob Reste eines Bauwerks, ob die Trümmer eines einzigen gewaltigen Denkmals, darüber konnte man sich zunächst noch nicht klar sein. Alle Stücke wurden zunächst sorgsam gereinigt und in der Steinhalle des Museums ausgebreitet. Es war ein wüstes Durcheinander, bestehend aus Resten von Sockeln, Gesimsstücken, Säulentrümmern, Akanthusblättern eines Kapitäl, Inschriftenfragmenten u. a. Alles zeugte von vorzüglichster Arbeit. Nun galt es zunächst, etwa zusammengehörnde Teile zu sortieren,

kleinere Bruchstücke aneinanderzupassen. Und das war mit der mühevollsten Teil der Arbeit! Denn hier bedurfte es des Epigraphikers und Archäologen ebenso sehr wie des Bildhauers und des Anatomen, um in dieses Chaos Ordnung und Zusammenhang zu bringen. Aber die Mühe sollte auch reich belohnt werden. Nach monatelanger geduldvollster Arbeit kam endlich Klarheit in die Sache. Aus oft Hunderten von Stücken waren endlich zwei große Sockel mit reichem Gesims, fünf Säulentrümmern, ein reiches Kapital und ein kleinerer Sockel zusammengewachsen, und man sah, daß alles sich zusammenfügte zu einem einzigen neun Meter hohen Denkmal. Das Ganze war bestimmt, das gewaltige schwervergoldete Bronzestandbild eines schreitenden Jupiters zu tragen, der vermutlich in seiner Rechten den Donnerkeil schwang. Selbstverständlich ruhte die Säule auf einem Unterbau, der den sonstigen Größenverhältnissen nach zu schließen, ungefähr zwei bis drei Meter hoch gewesen sein muß, so daß sich für das ganze Denkmal eine Höhe von etwa 15 Metern (also mindestens die eines dreistöckigen Hauses) ergibt. Von diesem Unterbau haben sich bis jetzt noch keine Reste gefunden. Der auf unserer Abbildung sichtbare unterste, profilierte Sockel ist moderne Ergänzung.

Da vorläufig im Mainzer Museum kein genügend hoher Raum vorhanden ist, um die Säule in ihrer ganzen Höhe wieder aufzubauen, erfolgte die Aufstellung zunächst in drei Teilen. Unsere photographische Gesamtansicht auf S. 717 kam in der Weise zustande, daß sofort nach der Fertigstellung jedes der einzelnen Stücke genau in gleichem Abstand von der Mittelachse von vier Seiten photographiert wurde. Die einzelnen Photographien wurden dann zum Gesamtbild vereinigt. Unsere photographische Ansicht bietet also mehr einen geometrischen Aufriß; in Wirklichkeit, d. h. bei perspektivischer Ansicht, erscheint die Säule viel schlanker, besonders wirkt der das Jupiterstandbild tragende Würfel wegen seines hohen Standortes viel weniger plump.

Errichtet wurde dieses Denkmal, wie die auf dem zweiten Sockel an der Vorderseite angebrachte Inschrift (aus 22 Stücken zusammengesetzt) angibt, dem Jupiter, dem Höchsten und Besten, für das Wohl des Kaisers Claudius Nero (54—68 n. Chr.) auf Gemeindebeschluss der Canabari. Es waren dies die zu einer Korporation zusammengeschlossenen Bewohner der Lagerstadt, die vor den Wällen des eigentlichen Militärlagers (castrum) des römischen Mainz (Moguntiacum) gelegen war. Sie setzten sich zusammen aus Kaufleuten, Schenkwirten, ausgedienten Soldaten und anderen. Weiter meldet die Inschrift, daß die Errichtung des Denkmals erfolgte, während Lucius Sulpicius Scribonius Proculus kaiserlicher Legat in Germanien war. Er residierte wohl damals in dem alten Moguntiacum. Zum Schluß erfahren wir noch aus der Inschrift, daß Quintus Julius Priscus und Quintus Julius Auctus das Denkmal ausführen ließen und die Kosten trugen. In diesen



Bordseite.

seiner kalten Steinfarbe tut. Denn ursprünglich waren alle Figuren und auch die Ornamente, wie es bei allen Denkmälern der antiken Architektur und Plastik der Fall war, mit reichem Farbenschmuck versehen, von dem sich leider an unserer Säule kein Rest mehr erhalten hat. Die figürlichen Darstellungen (im ganzen 28) sind an unserer Säule in Hochrelief

beiden Männern haben wir jedenfalls die Vorsteher der Canabari zu erblicken.

Welche Gründe freilich sie bewogen haben mögen, zum Wohl des Kaisers, der sich vielleicht in den Provinzen einer größeren Beliebtheit erfreut haben mag als in Rom selbst, ein solch reiches Denkmal dem Jupiter zu weihen, entzieht sich heute unserer Beurteilung. In dem alten Moguntiacum werden sie sich nach geeigneten künstlerischen Kräften für die Ausführung eines solch kühnen Projekts vergeblich umgesehen haben. Dagegen sprechen die damaligen Kulturverhältnisse des römischen Germaniens, mehr aber noch das Material der Säule, ein feinkörniger Kalkstein, der dem Rheingebiet fremd ist und wahrscheinlich aus Frankreich stammt. Über die Herkunft des Steines sind die Ermittlungen noch im Gange. Im Gebiet des römischen Galliens (des heutigen Frankreich) müssen demnach die beiden Künstler Samus und Severus, die Söhne des Benicarus, die sich auf dem Gesims des ersten Sockels als die Bildhauer nennen (vergl. Abb. S. 718), ihre Heimat gehabt haben. Dort war die Romanisierung schon viel früher als in den Rheingegenden durchgedrungen, und besonders die heute noch im Gebiet der unteren Rhone erhaltenen römischen Bauwerke geben uns das deutliche Bild einer auch auf künstlerischem Gebiet damals schon hochentwickelten römischen Kultur. So zeigt denn auch ein Blick auf die Reliefs der Säule, besonders die der Sockel, daß wir es hier nicht mit den Erzeugnissen einer rohen handwerksmäßigen Provinzialkunst zu tun haben, wie sie uns sonst auf den zahlreichen Grabsteinen im Mainzer, Trierer und in andern Museen entgegentritt. Die Arbeiten der beiden Brüder Samus und Severus leben noch ganz in dem Geist hellenistisch-römischer Kunsttraditionen und dürfen sich, was Technik und Kompositionsweise betrifft, den besten gleichzeitigen Werken auf italischem Boden ruhig an die Seite stellen. Der eine dieses Künstlerpaares — ob Samus oder Severus, können wir heute nicht mehr feststellen — muß der Begabtere gewesen sein. Seine Hand schuf die meisterhaft ausgeführten Reliefs an den Sockeln. Die Götterdarstellungen an den Säulentrommeln werden, je weiter sie nach oben kommen, in ihrer Formgebung immer roher. Freilich war bei diesen Figuren, wegen ihrer größeren Entfernung vom Beschauer, mehr auf dekorative Wirkung als auf künstlerische Ausführung im einzelnen zu achten. Der ganze figürliche Schmuck muß aber ehemals einen viel lebendigeren Eindruck gemacht haben, als er es heute mit

ausgeführt. Sie verteilen sich auf die Sockel und die fünf Trommeln, von denen jede, mit Ausnahme der obersten, vier Figuren trägt. Die meisten von ihnen lassen sich leicht an den ihnen beigegebenen Attributen erkennen. Es sind allbekannte Gestalten der hellenisch-römischen Mythologie, dargestellt in den typischen Formen, die ihnen teils schon die hellenische oder späterhin die hellenistische Kunst gegeben hatte. Den an und für sich nicht gerade götterreichen römischen Olymp, der sich schon frühzeitig aus der hellenischen Götterwelt sehr stark rekrutierte, hat dann die mehr nüchtern und verstandesmäßig arbeitende Phantasie der Römer noch mit einer ganzen Reihe von Personifikationen bevölkert, von denen einige auch auf unserer Säule vertreten sind. Außerdem ist aber auch, vielleicht auf Wunsch der Auftraggeber, den religiösen Anschauungen und Bedürfnissen der einheimischen keltisch-germanischen Bevölkerung insofern Rechnung getragen worden, als auch einige der römischen Mythologie fremde Gestalten (wie Epona, die Pferddegöttin, Rosmerta) von den Künstlern in den Kreis der Darstellungen hineingezogen worden sind. Und auch in manch anderer Figur der Säule, die wir heute als eine Gottheit der römischen Religion ansprechen, sah wohl der blondhaarige Germane, der lebhafteste Kulte oder der Orientale, den die Heerespflicht oder Handelsinteressen hierher an die Ufer des Rheins gerufen hatten, wenn er mit Staunen und Ehrfurcht oder auch mit dem stillen Grimm des Besiegten dieses stolze Denkmal der Römerkunst betrachtete, ihm liebgewordene Gestalten des eigenen Glaubens.

Am Ehrenplatz auf der Vorderseite (vergl. die linksstehende Abbildung dieser Seite) des untersten Sockels steht in einer nischenartigen Vertiefung, die seitlich von feinem Rankenwerk eingefasst wird, die mächtige Gestalt des Jupiter. In der Linken hält er das Zepter, in seiner Rechten ruht der Donnerkeil. Auf dem zweiten Sockel steht die Widmungsschrift. Auf den Trommeln folgen von unten nach oben: Neptun, der Beherrscher des Meeres, charakterisiert durch Zepter und Delfin, dann eine der oben erwähnten Personifikationen, die Virtus (Männertugend), mit der Rechten schultert sie ein Schwert, mit der Linken hält sie eine Siegestrophäe; darüber die Pax (Friedensgöttin). Auf der vierten Trommel sehen wir mit einem Anflug von Porträtähnlichkeit den Kaiser selbst, opfernd dargestellt. Damit die heilige Handlung durch kein Geräusch gestört und ebendadurch unwirksam gemacht werde, hat er nach dem naiven Grundsatze des römischen Ritus: Hörst man's nicht, so stört's auch nicht! die Toga über das Haupt gezogen. Rechts und links von ihm kommen zwei Laren (Schutzgötter des Hauses, in erweitertem Sinn auch vielleicht des Reiches), ebenfalls mit Opferschalen in den Händen, auf ihn zugehritten. Die Reihe wird abgeschlossen durch die Himmelsgöttin Juno, auf die von rechts und links aus dem



linke Seite.

Hintergrund der Sonnengott (Sol) und die Mondgöttin (Luna) mit ihrem Geißpann herangesprengt kommen. In dieser Gruppe mag vielleicht das sich über das Ganze spannende Himmelsgewölbe symbolisiert sein. Auf der linken Seite (vergl. die rechtsstehende Abbildung auf S. 717) sehen wir unten die in ihrer Kontrastwirkung fein kombinierte Gruppe des Merkur (durch Heroldsstab, Flügelhelm und Hahn gekennzeichnet), dem sich die Göttin Rosmerta, mit der vereint er auch sonst auf Denkmälern vorkommt, vornehmen Schrittes naht. Darüber die prächtige Jünglingsgestalt eines der Dioskuren mit seinem Ross. Auf den Trommeln Victoria, Vulkan, darüber eine Göttin, die den rechten Fuß auf einen Kinderkopf setzt (sie ist noch nicht gedeutet); dann folgen der oben erwähnte Lar und die Luna. Auf der Rückseite verteilen sich von unten nach oben: Herkules, Apollo, Mars, Honos (Personifikation der Ehre), Epona, Bacchus. Von der rechten Seite geben wir in einem Einzelbild (vergl. nebenstehende Abb.) die künstlerisch vollendete und am besten erhaltene Gruppe des Ganzen, Minerva und Fortuna beim Opfer, letztere charakterisiert durch das Füllhorn und das Ruder und besonders bemerkenswert wegen der eleganten Drapierung und äußerst flotten Behandlung des Gewandstoffes. Über dieser Gruppe haben am Gesims, wohl mit einem gewissen Stolz über ihr gelungenes Werk, die Künstler ihre Namen verewigt. Darüber bauen sich dann weiter auf der andere der Dioskuren, Diana, Ceres, die Aequitas (Gerechtigkeit), als Attribut hat sie die Wage, ein Lar und der Sonnengott (Sol).

Welcher Grundgedanke die Künstler bei der Auswahl und Gruppierung der Götterfiguren geleitet haben mag, ob das Ganze in Beziehung steht zum Kult des kaiserlichen Hauses, und hierbei Jupiter mit seinem ganzen Stab von Göttern und Göttinnen erscheinen soll, ob einzelne der Göttergestalten nach Analogie der häufig vorkommenden Biergötteraltäre (Jupiter, Mercur, Herkules, Minerva), oder der Hochengötteraltäre zu einzelnen Gruppen zusammenzufassen sind, darüber muß die Forschung noch Aufklärung bringen. Ihr wird in dem demnächst erscheinenden ersten Heft der „Mainzer Zeitschrift“, gemeinsam herausgegeben vom römisch-germanischen Museum und dem Mainzer Altertumsverein, worin von Herrn Professor Dr. Körber und Direktor Vindenschmit die wissenschaftliche Publikation der Säule erfolgen wird, das für die weiteren Untersuchungen notwendige Material geboten werden. Den Aufsätzen der genannten Herren werden große Lichtdrucktafeln mit Abbildungen der Säule und den Resten des Jupiterstandbildes beigegeben werden.

Unsere Jupitersäule ist nun nicht das einzige Denkmal dieser Art. Schon seit geraumer Zeit sind im Gebiet des römischen Germaniens, insbesondere in der Gegend des Mittelrheins, kleinere schlankere Säulen gefunden worden, die sämtlich dem Jupiter geweiht waren. Sie ruhen auf quadratischem Sockel, ihr Schaft ist meist geschuppt, bisweilen mit Götterdarstellungen in Relief verziert; auf dem Kapital tragen sie entweder den über einen Giganten hinstürmenden Reiter (sogenannte Gigantensäulen), oder auch, wie ein schon früher gefundenes kleineres Exemplar des Mainzer Museums zeigt, den thronenden Jupiter. Über den Zweck und die Bedeutung dieser eigenartigen Denkmäler hat man sich bis jetzt noch nicht geeinigt. Möglicherweise gehört auch unsere Jupitersäule in diesen Kreis. Vielleicht bringt dieser neue

Fund etwas Klarheit in die vielumstrittene Frage der „Gigantensäulen“.

Der Fundort der Trümmer der Säule wird wohl aller Wahrscheinlichkeit nach mit ihrem ursprünglichen Aufstellungsort zusammenfallen. In oder dicht bei der römischen Hafenstadt des alten Moguntiacum, dem Zentrum des Verkehrs nahe bei den Ufern des Rheins, muß einst Jupiter auf dieser hohen Säule drohend seinen Donnerkeil geschwungen haben. Für den Römer ein Siegesdenkmal der Roma victrix, für den Erbfeind des Reiches in dieser Gegend, die Chatten, die über die Rämme des Taunus her mit ihren räuberischen Einfällen die jung aufblühende Kultur damals noch gar oft bedrohten, ein warnendes Zeichen der Römermacht. Für uns ein neuer Beweis, wie hochentwickelt schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts im römischen Mainz das bürgerliche Leben und wie kräftig gediehen der materielle Wohlstand seiner Bewohner gewesen sein muß.

Nicht der Zahn der Zeit hat das Denkmal nach und nach zu Fall gebracht. Es wurde ein Opfer blinder Zerstörungswut, das zeigen deutlich die Trümmerstücke, an denen hier und da noch die Löcher sichtbar sind, in die man die Eisenkeile zum Zersprengen der Blöcke eingetrieben hatte. Schon bald nach seiner Entdeckung mußte das Denkmal den ersten entstellenden Eingriff über sich ergehen lassen. Gleich nach seinem Tode wurde das Andenken des Kaisers Nero verflucht. Die Folge dieser vom römischen Senat verhängten damnatio memoriae war der in alle Teile des Reiches ergehende Befehl, auf allen öffentlichen Denkmälern den Namen des Kaisers auszumischen. Und auch die Inschrift unserer Jupitersäule zeigt, wie gehorham man diesem Erlaß der neuen Regierung nachkam und ohne Bedenken auf eben dem Denkmal den Namen dessen tilgte, zu dessen Wohl man es errichtet hatte. Freilich an das dem höchsten Gott geweihte Heiligtum selbst Hand anzulegen, scheute man sich damals noch. Bald nachher aber brach in der Rheingegend ein wilder Militäraufstand aus. Damals vergaßen römische Legionen sich so weit, sogar mit dem Landesfeind, den Chatten, gemeinsame Sache zu machen.

Ob damals schon die fanatische Wut einer zügellosen Soldateska den goldenen Jupiter von seiner hohen Warte stürzte und die Säule in Trümmer schlug, ob es drei Jahrhunderte später, als es mit der römischen Herrschaft am Rhein zu Ende ging, die Franken taten, ob der fromme Eifer christlicher Glaubensboten die Säule zu Falle gebracht, das können wir zunächst nur vermuten. Geradezu wunderbar bleibt aber der Umstand, daß wenigstens die Steintrümmer in dieser Geschlossenheit erhalten und vor Verschleppung bewahrt geblieben sind. Diese Tatsache mag wohl ihre Erklärung darin finden, daß der Platz, auf dem die Säule errichtet worden war, schon bald nach deren Zerstörung in das Überschwemmungsgebiet des Rheins gekommen sein wird, der die Trümmer schützend mit seinem Sand überdeckte. Und so verdankt heute die Aurea Moguntia ihrem Vater Rhein, wenn auch nicht mehr den goldenen Jupiter, so doch ein Denkmal, das nach dem einstimmigen Urteil unserer bedeutendsten Archäologen und Kunsthistoriker zu den künstlerisch wertvollsten und geschichtlich bedeutendsten Funden gehört, die bis jetzt auf dem Gebiet des römischen Germaniens zutage gefördert wurden.



Eingelassenicht von der rechten Seite der Säule.

Kains Entsühnung.

(12. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westkirch.

Es war Sonntag, einer jener stillen Sonntage vor Johanni, an denen vor und in den Gehöften nichts zu hören ist als das Summen der Fliegen und Bienen und das Schnarchen der Schläfer, die der Woche übergroße Ermüdung für den Sonntag keine andere Feier noch Lust ersöhnen läßt als Ruhe — Sonntage, an denen sogar die jungen, vollsaftigen Burschen es unterlassen, den Dienen zu Gefallen zu gehen, lieber sich auf ihre Federbetten strecken und nur zu den Mahlzeiten taumelnd und gähmend auf Viertelstunden zum Vorschein kommen.

Die wenigen Kirchgänger waren von Grasdorf zurück. Aus den Löchern in den schornsteinlosen Dachfirsten quoll die der Rauch der Flammen, die das Mittagessen kochten, und alle Fenster und Türen der Häuser waren geöffnet, um ihm den Abzug zu erleichtern.

Zanfredrik stand sich sonnend vor seinem Haus. Auf der Bank neben ihm hockte Margret Swensen in ihrem schwarzen Feiertagskleid, ein schwarzes Tuch um den Kopf gewickelt, sog den Duft des Jasmins ein, den der Mittagwind vom Garten hinter dem Haus herüberwehte, und murmelte ihre Klagen über ihr Los. Zanfredrik achtete ihr Gehrümm so viel wie das Summen der Hummeln in den Kleeblüten. Es störte nicht den Sonntagsfrieden seiner Seele.

Aber jetzt schärfte sich sein Blick. Über die Kanalbrücke kam jemand — kein Schmalenbecker. Zanfredrik kannte ihn nicht und kannte ihn doch, und das Blut stieg ihm jäh zu Kopf, und eine schwarze Wolke legte sich vor seine Augen. Als sie endlich zerfloß, stand ein städtisch gekleideter Mann vor ihm, schmalshultrig, schlank, mit etwas im Blick der blauen Augen, etwas im Schnitt des zartfarbigen Gesichts, das ihn an unvergessene Augen, ein unvergessenes Gesicht erinnerte. Da der Besucher grüßend den Strohhut abnahm, leuchtete in blassem Kupferglanz lockiges Haar um seine Stirn.

Zanfredrik hatte das Gefühl, als wüchse er, so steif richteten sich ihm Rücken und Nacken auf bei dem Anblick. Er heftete seine scharfen Augen fest auf den Ankömmling und erwiderte seinen Gruß nicht.

„— Sie erinnern sich meiner wohl nicht, Herr Holm?“

„— Was wollen Sie?“

„Ich bin Gerd Klünder.“

„Der hat hier nig zu suchen.“

„Doch, Herr Holm. Ich habe mit Ihnen zu sprechen — Ernstes.“

„Aber ich nig mit Sie, Herr.“

Gerd spähte an Zanfredriks Schulter vorüber durch die offene Haustür in das Innere des Hauses. Ein weißes Gesicht leuchtete ihm aus der Dämmerung entgegen.

„Herr Holm, wollen Sie mich die Schuld einer Toten entgelten lassen? Meine Schwester ist tot — meine Mutter auch. Ich, das wissen Sie, hab' Ihnen nie zu wehgetan. Seien Sie gerecht.“

„Klug sein is manchmal besser.“

„Lassen Sie mich in Ihr Haus treten, Herr Holm. Hören Sie mich fünf Minuten ruhig an.“

„Nicht ein einzigst.“ Holm trat zurück. Die Haustür schlug er krachend zu zwischen sich und dem Besuch, erst den unteren Flügel, dann den oberen. Gerd hörte auch noch den Riegel vorschieben.

„So is er nu“, sagte Margret Swensen neben ihm seufzend. „Sehen Sie, so is er immer. An mit so'n Menschen muß ich arme Frau mein Tagens hinbringen. Ich —“

„Margret Swensen,“ schrie Zanfredriks Stimme aus dem Fenster, „komm herein.“

Da humpelte die Frau eilends um das Haus herum. Sie fürchtete sich, wenn Zanfredrik heftig wurde.

Wie ihr ging's den andern. Die Knechte, die Mägde, Brün waren urplötzlich vom Fleet verschwunden, als hätte der Boden sie eingeschlungen. Aber in Trina war der Heldenmut der Liebe. Mit blitzenden Augen trat sie allein Zanfredrik gegenüber.

„Onkel Holm, warum tußt das? Hör' ihn doch an, Onkel Holm.“

„Schelmens un Wortbrechers gehören nich in mein Haus.“

„Wie kannst sagen, daß Gerd Klünder's ein Schelm und Wortbrecher is?! Du kennst ihn gar nicht.“

„Ich kenn' seine Familie.“

„Seine Familie ist nicht er. Hör' ihn, Onkel Holm. Es ist nicht recht, daß du ihn nicht einmal hören willst!“

Einen Augenblick stuzte Zanfredrik ob solcher Dreistigkeit. Aber Mut gefiel ihm immer. Ganz sanft antwortete er: „Geh auf den Kleeacker, Trina. Wo du an ein Busch ein vierblättrigen Kleeblatt siehst, da kannst sicher sein, daß du mehr davon findest. An wo in ein Familie ein ohne Treu un Gewissen aufwächst, da ist er nicht der einzigte von sein Art. Ich will mit kein zu tun haben, der Klünder's heißt. An kein aus mein Haus soll's. Das laß dir gesagt sein. — An nu bring das Essen auf den Tisch.“

Trina gehorchte. Während der Mahlzeit wurde kaum ein Wort laut. Sobald er gegessen hatte, ging Zanfredrik in seine Stube.

Trina wusch eilig mit den Mägden das Geschirr ab. Als das Haus sauber war, zog sie ihren Sonntagstrock an, ging durch den Garten und, hinter den Tannen des Backofens und den in hohen Halmen stehenden Saatäckern sich deckend, vom Hof fort, hinaus ins wilde Moor, über einen Boden, der bei jedem Schritt federte oder, so oft ihr Fuß in der Hast abglitt von einem der jähen Heidekrautpollen, unheimlich quatschte wie ein vollgefogener Schwamm.

Eine Ode war um sie, grenzenlos wie das Meer, wie das Meer ohne Nichtzeichen und Wegmarker. Nur zur Rechten und zur Linken lag es im dunkeln Kraut wie hingewehrte weiße Laten. Das war das Flockengras, das jetzt in Blüte stand und den Kundigen warnte, daß unter der üppigen Pflanzendecke hier die Tiefe unergründlich lauer. Enger und dichter drängten sich zu ihrer Rechten die weißen Laten, bis sie fern am Horizont zusammenfloßen zu etwas, das aussah wie eine tiefliegende Schneehalde. Es war der Wildbruch, von dem die alten Frauen in den Spinnstuben erzählten, daß er Menschen eingeschlungen habe, einen Reiter samt seinem Pferd, der im Dreißigjährigen Krieg auf Kundschaft geritten war, ein sündiges Liebespärchen, Schmuggler, die von Ostfriesland kamen, auch Opfer von Verbrechen. Was im Teufelsmoor verschwand, das ließ die Sage im Wildbruch versinken.

Aber Trina kannte den Weg, kannte die weißen Warnungszeichen, die die gütige Natur Menschen und Tieren aufgesteckt hat. Sie nahm den Bogen weit, damit kein Schmalenbecker sie erspähe, wenn sie's versuchte, in den Rücken des Ehlerschen Gehöfts zu gelangen. Sie hoffte, daß Gerd's Gedanken den ihrigen begegnen, daß er sie suchen werde wie sie ihn.

Hier begann des Vorstehers Besitztum. Aber das Korn seiner Ackerflur, die weithin hinter Haus und Garten sich breitete, stand in übermannshohen Ahren, jeden Ausblick hemmend. Vorsichtig ging sie die leise wogende Wand entlang, die schon anfang, sich fahl zu färben. Kornblumen leuchteten drin in tiefem Blau.

Als sie zaghaft um die Ecke spähte, kam auf dem schmalen grasbewachsenen Feldweg zwischen den Kornbreiten der daher, den sie suchte. Sie preßte beide Hände auf ihr Herz. Es pochte gar so wild. Und sie stand ganz still, fest an die fahlen Halme geschniegt.

So sah er sie plötzlich sonnensflößen vor sich in ihrer kraftvollen und stillen Schönheit, mit dem tiefen Blick der Augen, die immer beredter waren als die Lippen.

„Da bist du!“

„Hast mich erwartet?“

„Gesucht!“

„Ich dich auch, Gerd.“

Er legte den Arm um sie, zögernd, als fürchtete er sich, das holde Bild zu zerstören, während seine Augen bewundernd an ihr hingen.

„Wie bist du schön!“

„Ach, du!“ Die Rede verdroß sie fast. „Das ist doch jetzt ganz gleichgültig.“

„Erlaube, mir nicht.“

„Ich hab' solche Angst.“

„Und ich hab' nur Freud', Freud', daß du da bist — Freud', daß du bist, wie du bist. — Aber das ist wohl rücksichtslos. Komm, Kleines!“

Er zog sie neben sich auf den Feldrain. Sie drückten sich tief in das blühende Korn, daß die Ähren und die Korn- und Mohnblumen über ihnen sich wölbten wie eine Laube. Vor ihnen lag das Moor unabsehbar mit seiner dunkeln Heide, seinem weißen Flockengras und dem jungen wilden Birkenbusch, über dem, schon abwärts sich neigend, die Sonne stand.

„Nun sag' mir, wovor hast du Angst?“

Sie hatte eine Nade aus dem Korn gepflückt, die drehte sie hilflos zwischen den Fingern. „Zuerst muß ich dir danken, Gerd. Du kannst das nicht denken, Gerd, wie glücklich ich war, daß du zu Onkel Holm gekommen bist.“

Er sah auf ihr Gesicht herab, das dem seinen ganz nah zwischen den Kornhalmen schimmerte. „Ja, Kind, ich hab' auch nicht mehr lange Geduld.“

Sie verstand ihn nicht. „Wie meinst denn?“

„Sieh mal,“ sagte er, „du bist ein gesundes, frisches Mädel, das arbeiten kann und mag. Das gefällt mir ja so gut an dir, daß du keine Zierpuppe bist. Ich — reich bin ich freilich nicht, ich hab' das bißel Vermögen von meiner Mutter und was ich mit meinen Bildern verdiene. Einer verwöhnten Stadtdame dürft' ich's gar nicht erst anbieten. Aber ich meine, du denkst wie ich: wo zwei einander herzlich gern haben, da achten sie nicht groß drauf, ob der Stuhl, auf dem sie sitzen, von Stroh oder von Samt ist, und ob Pasteten auf den Tisch kommen oder Erbsuppe mit Schweinsknöcheln. Und wenn wir kein großes Drum und Dran verlangen, brauchen wir auch nicht die schöne Jugendzeit zu vergeuden mit Warten und Hoffen und Geldzusammentragen. Hör du! Eh das Korn da geschnitten wird, nehm ich dich als meine Frau mit nach Berlin.“

Trina sah auf mit großen, angstvollen Augen.

„Eh das Korn da geschnitten wird, Gerd, nein.“

„Nun, was? Kannst du keine Kiste voll Leinen spinnen und weben bis dahin? Sei zufrieden. Zwei Hemden und einen Rock wirst wohl haben. Was du sonst brauchst, kaufen wir.“

Sie blieb ernst. „Es is nich darum, Gerd.“

„Um was denn?“

„Onkel Holm.“ Sie faltete die Hände. „Ich möcht so gern, so gern, Gerd, daß wir mit sein Segen fortgingen.“

„Ob das zu machen sein wird, dafür steh ich dir nicht“, erwiderte Gerd ehrlich. „Versucht hab ich's ja heut. Bleibt er hartnäckig, müssen wir ihm einfach durchbrennen.“

Sie senkte den Kopf. „Ich mein, ich bring's nicht übers Herz, ihn zu kränken. Ich mein, ich kann nicht einmal mit dir froh sein, wenn ich ihn kränken soll.“

„Hör du! Jetzt werd ich aber eifersüchtig! Zulezt wenn ich komme, dich zu holen, wirst du mir sagen: Ich danke schön. Ich bleib bei meinem lieben Onkel Holm.“

„O, Gerd,“ sagte sie, „das brauchst nicht zu glauben. Meine Liebe zu dir ist wie das Wasser im Kanal, von dem du kaum siehst, daß es fließt, und das doch Häuser und Höfe

wegreißt, wenn sie ihm im Weg stehen, eh daß es sich aus sein Bahn drängen läßt.“ Sie sah ihn an. Sie seufzte. Und in einem plötzlichen Aufflammen ihres warmen, jugendlichen Gefühls schlang sie die Arme um seinen Hals. „Was du willst, das will ich auch. Wie du's bestimmst, so is mir recht. Wie könnt ich denn anders? Du bist ja mein Einzigt auf der Welt, Gerd, der erst und der einzigt Mensch, zu dem ich gehör.“

Da schrak sie auf. Den Kopf vorbeugend, starrte sie zur Erde des Kornfeldes mit Augen, die schwarz schienen vor Schreck.

„Still! Da! Da! — Siehst nich?“

„Was denn?“

„Ich weiß nich. Was Dunkles. Da ging ein, glaub' ich.“

„Dann mühte der doch schon zwischen dem Korn hervorgekommen sein.“

„Ja.“

„Und da ist niemand, siehst du. Es wird ein Rehbod sein, der sich das Korn schmecken läßt.“

„Wir wollen doch bis zur Erde gehen.“

„Wenn dich's beruhigt.“

Auf den Zehen schlüchen sie die Kornbreite entlang, spähten vorsichtig um die Ährenwand.

Der schmale Feldweg zog sich leer zwischen den wogenden Halmen hin. Nichts regte sich drauf.

„Siehst du, Märchen!“

Sie preßte die Hand auf das Herz. „Ich will nach Haus. Mir ist ganz bang geworden. Und hab' mich doch nie gefürchtet. Wirklich wahr, seit ich dir lieb hab', bin ich ein ganz andere geworden.“

„Dich,“ verbesserte er lachend, „dich.“

„Ob ich das wohl noch einmal lern'? Ich geb' mir so viel Müß'. Du wirst dich wegen deiner dummen Frau schämen.“

„Nie“, verhielt er. „Nie. Das ist ja das Schöne, daß du keine Fertige bist, daß du noch werden kannst, noch werden willst.“

„Ja, das will ich. Das will ich wirklich, Gerd.“

Er zog ihren Arm in seinen, während sie hinter den Kornkoppeln der Gehöfte entlanggingen, von den hohen Halmen vor jedem Blick geschützt, und nur bei den schmalen Lücken, die Wege oder Kartoffeläcker in den bergenden Schirmen rissen, vorsichtig Umschau hielten. Es kam aber keiner, sich des Wachstums der Ernte zu freuen. Die am nächsten Morgen vor der Sonne wieder zur schweren Torfarbeit hinausmußten, scheuten jeden überflüssigen Schritt. Und endlos dehnte sich das wilde Moor zu ihrer Linken mit seinem wolligen Heidekrautteppich und den weißen Flecken des Flockengrases drauf, sonder Wald oder Berg, den Blick zu hemmen, und bei seiner scheinbaren Übersichtlichkeit doch ganz unsichtig, denn seine ungeheure Weite verdeckte wie mit einer Tarnkappe den Augen, was auf ihm sich regte.

Die Zwei sprachen von ihrer Liebe. Ihre Seelen, die einander entgegengesogen waren in dem wunderbaren Hellscheit jugendlicher Leidenschaft, schlossen im ersten Ruhegefühl sicheren Besitzes nun erst wirklich Bekanntschaft, spiegelten sich eine in der andern, staunten sich an in immer neuer Freude. „Das bist du? Das bist du? So zart bist du, so vornehm — und so jung! Liebgehabt hab' ich dich, sobald ich dich sah. Nun weiß ich, warum ich dich liebhaben muß.“

Die Sonne stand schon tief, als Trina in Janfredriks Haus zurückkehrte. Sehr viel früher war ihr Bruder Brün heimgekommen. Janfredrik, der auf der Bank vor der Tür seine Pfeife rauchte, sah ihn über die Brücke und den Grasweg heraufkommen. Sein Gesicht brannte, die Mühe sah ihm schief auf einem Ohr, und in seinen Augen war der verschmitzte trotzigige Ausdruck, den Janfredrik an ihm kannte, wenn Brün mit andern Burschen seines Alters einen Streich plante, etwa einen Ausflug zum Wirt nach Duellhorn, wo dann die Silbertaler der Alten im Skat wegrollten, als wären's Kirschkerne, oder eine nächtliche Jagdpartie gerade unter des Jagdaufsehers Nase.

Janfredrik liebte solch Überdiesfrängeschlagen nicht, besonders nicht in der Zeit des Torfstechens. Er gedachte, ein wenig die Zügel anzuziehen, mit aller Vorsicht: Brün war ein hartmüuliger und hochiger Gaul. Er schob die Nische in seiner Pfeife zusammen und sagte bedächtigt: „Klock Zwei geht das morgen im Torfstich los. Kannst dir man beiziten aufs Ohr legen.“

Brün blieb stehen, nahm die Mütze ab, wischte den Schweiß von der Stirn. „Zu mein' Vergnügen lauf ich auch nich seit zwei Stunden zwischen die Äckers herum.“

„Zu was denn?“

„Ein' muß nach dem Rechten sehen. Wenn du das nich mehr kannst, denn so muß ich's. Oder willst du dir von der Dern, der Trina, auf der Nase herumtanzen lassen?“

„Nicht von ihr un nich von dir, mein Jung', un von fein'. Aber es scheint, daß du mir was sagen möchtest. Denn so schief man los.“

Brün sah Janfredrik unruhig von der Seite an. Sein Eifer flaute etwas ab. „Ich mein', du müßtest's mir Dank wissen, Onkel Holm. Wenigstens einmal hast du mir ein Borwurf gemacht, daß ich dir's nich früh genug angeflagt hab.“

„Sag man, was du zu sagen hast.“

Brün köpfte mit seinem Stock eine Kleeblüte. „Du hast doch heute den Stadtfray, den Gerd Klünders, aus dem Haus geworfen . . .“

„Bielmehr, ich hab ihm nich hineingelassen.“

„Mit den is Trina.“

„Was?!" Aber Janfredrik zwang gewaltsam das aufsteigende Blut nieder, sprach gelassen: „Ich versteh dir woll nich ganz gut, mein Jung'. Das mußt' mir mal genauer sagen.“

„Ich hab schon seit zwei Tagen gemerkt, daß der Dern was im Kopf steckt. Wie sie denn heut mittag so Hastenich-gesehn ohne Hut durch den Garten ins Moor 'nausflüht, bin ich ihr nachgegangen. Da hab ich sie gesehen mit dem Menschen. Er hielt sie im Arm und küßte sie — und sie ihn auch.“

Er brach ab. Janfredrik war ganz braun im Gesicht, und die Ädern auf seiner Stirn schwellen. „Mit Gerd Klünders?“

„Ja, und das erstemal ist's woll nich gewesen.“

„Es is gut. Wenn dein' Schwester Trina heimkommt, schick sie in mein' Stube.“

Steifbeinig stand er auf, ging langsam in die Haustür und über die Diele, die Füße nach sich ziehend wie ein Alter.

Verwundert sah Brün ihm nach, ein bißchen unsicher und besselommen. Hätte er lieber den Mund halten sollen? Aber das wäre gegen sein junges Mannesbewußtsein gegangen: Dienen sollen Ordr parieren. Warf Janfredrik einen Kerl zum Hause hinaus, dann durfte kein Mädchen des Hauses heimlich mit ihm verkehren. Denn der Hausherr gibt das Gesetz für die Familie, besonders für die Weiber der Familie. Darin mußten alle Männer einander beistehen. Mochte Onkel Holm nur seinem Liebling den Kopf waschen.

Als Trina heimkehrte, ihr ganzes Wesen noch getaucht in eine Glut, so warm wie die, mit der die Sonne die Rückwand des Hauses vergoldete, fing Brün sie am Eingang ab.

„Du sollst zu Onkel Holm in sein Stube kommen.“

Hochmütig warf sie den Kopf in den Nacken. „Hast mich wieder verflatscht? Ja? Hab ich den Kälbern zu viel Milch gegeben nach deiner Meinung?“

„Das wirst ja sehen.“

„Ich seh's leider alle Tag, daß du kein' lebendige Kreatur ein' Bißchen gönnst. Schäm'n tu ich mich für dich.“

„Das tannst für dich selbst“, murmelte er ihr nach.

Sie hatte die Tür von Janfredrik Holms Stube schon hinter sich zugezogen.

Janfredrik stand neben dem kleinen Tisch am Fenster, auf dem die Bibel lag, starrte durch die trüben Scheiben in die

untergehende Sonne. Eine ungeheure Aufregung kochte in ihm. Wieder griff einer der Klünders in sein Leben, wieder mit dreister Hand ihm gerade ins Herz. Das einzige, woran er in dumpfer Hoffnung sich festklammerte, war: Der Bursch hat gelogen. Es ist nicht. Oder es ist anders.

Und nun klang die Tür. Er wandte sich um.

Das Mädchen sah erschrocken sein Gesicht.

„Du hast mich gerufen, Onkel Holm.“

„Wo bist du gewesen?“

Sie zögerte. Er sah, es war nicht der Widerschein des Abendrots, was ihr Gesicht rötete.

„Ich war im Moor“, antwortete sie leise.

„Allein?“

Sie schlug die Augen nieder.

„Allein?“

„Lieber Onkel Holm, hör' mich an.“

Er packte ihr Handgelenk, drückte es zornig. „Nichts! Nichts! — Nur das eine! Warst du mit ihm? — mit dem Maler? — mit Gerd Klünders?“

„Ja.“

Janfredrik Holm ließ sie los, lachte wild und laut.

„Ja! Ja! — Also wahr! Wahr!“

Und dann nahm er sich zusammen, klammerte sich an eine letzte Möglichkeit. „Ich hab' zu heftig gefragt. Du hast nicht gesagt, wie es ist. Er hat dir überrascht. Snacken können die Klünders all'. — Es war nich mit dein Willen, daß er dich geküßt hat? Antworte! Antworte!“

„Ich hab' ihn lieb, Onkel Holm, er hat mich auch lieb.“

„Zum Narren hat er dich! Unglücklich wird er dich machen.“

„Er will mich zu seiner Frau machen, Onkel Holm.“

„Und das glaubst du?“

„Ich glaub' alles, was er sagt.“

Janfredrik ging aufgeregt durch die Stube, kehrte um, blieb vor ihr stehen. „Du bist ein Kind. Aber ich will mit dir sprechen, als ob du schon verständig wärest. Sieh, was du mit dem Bruder erlebst, das hab' ich mit sein Schwester erlebt. Ich hab' ihr geglaubt, wie du ihm glaubst, so fest! So fest! Ich wär nich ein einsamen Menschen zwischen Fremdens heut, wenn ich's nich getan hätte. — Dir wird's gehen wie mir, kann sein noch schlechter, weil daß du ein' Frau bist. Die Klünders sind falsch.“

„Gerd nich! Onkel Holm, lern' ihn kennen.“

„Schweig! — Da is ein tiefen Graben, Trina, zwischen mir un alle Klünders. Un wenn du zu ihn hältst, denn is auch ein Graben zwischen mir un dir, Trina, — ein Graben, über den kein' Brücke je geschlagen wird. Das mußt' dir überlegen. Er oder ich. Er oder ich.“

Trina sah ihn erschrocken an. Ihre Lippen bebten. All' die guten Stunden in Janfredriks Haus standen vor ihr auf. Aber daneben sah sie Gerds Gesicht, das sie anblickte mit dem Ausdruck der Liebe, der großen, die nur einmal im Leben aufblüht. „Onkel Holm, ich bit' dich! Wie kannst von Wählen sagen. Immer muß ich dich liebhaben.“

„Denn wirst den Menschen nie wiedersehen.“

„Das kann ich nich.“

„Was!?“

Janfredriks Faust schmetterte schwer auf den Tisch. Das Blut brauste ihm in den Ohren, und die alte Flamme des Jähzorns schlug ihm heiß ins Hirn.

„Was? Das sagst mir? — Das hast die Stirn, mir zu sagen? — Aus dem Schmutz hab' ich sie ausgelesen, von der Strophe, sie, und was zu ihr gehört — hab' sie gefüttert, gewärmt, zu Menschens gemacht, alle drei. Und so wie ein glatter Bube ihr in den Weg kommt, ein hergelaufener Farbensmierer, ein Lump, ein Lügner — schweig' still! Du wirst zu dein' Schaden sehn, daß er's ist! — kündigt sie mir auf, wie ein Magd ihr Stelle aufkündigt! — Aber noch bin ich kein Kinderpott.“ Er stürzte sich auf sie, packte ihren Arm, rüttelte sie. „Aus is' zwischen Gerd Klünders und dir!“

Hörst? Aus! Von diesem Augenblick an. Bescheid werd' ich ihm geben. Du unterstehst dir nicht und sprichst noch ein Wort mit ihm! Du siehst ihn nie wieder. Das schwörst mir."

Sie stand reglos unter seinem Griff. Aber der Schmerz in ihrem Blick verwandelte sich in Härte. „Und wenn du mich umbringst — so lang' ich leb', so lang hab' ich ihn lieb.“

Aber Janfredrik kam plötzlich ernüchternd die Erinnerung. Hätte er denn anders gesprochen damals? Spricht jemand anders, dem die höllische Hezerei der Leidenschaft im Blut brennt? Narr, der er war, mit einer Närrin Vernunft reden! Anders, anders mußte er's anfangen.

Da ließ er das Mädchen los. Fast ruhig sprach er in der wilden Entschlossenheit, die über ihn gekommen war:

„Du bist krank. Das hatt' ich eben vergessen. Mit krankem Menschens schilt man nicht. Die kuriert man. — Geh hinaus.“

Aber Trina blieb stehen, zurückgehalten von der seltsamen Wandlung in seinem Wesen.

„Onkel Holm! Onkel Holm!“ schrie sie auf.

„Geh hinaus“, widerholte er.

Da ging sie aus der Tür.

Janfredrik sah sich mit rollenden Augen um. Also das war das Ende. Dem Bruder des Weibes, das ihn zum friedlosen Mann gemacht hatte, sollte er sein Bestes geben, die letzte Blume seines Herbstes, das letzte Abendrot seines Tags, das Stückchen Freude in seinem Väterleben, ihm hingeben, damit er es zerledere, wie böse Vuben einen Schmetterling zerledern?

Seine Tochter! — An der Empörung in seiner Brust fühlte er, daß sie es ihm war. Er hatte immer Kinder liebgehabt. Daß er keine eigenen großziehen sollte, war ihm ein nie verwundener Schmerz. Aber die Liebe zu Brüns Nichte hatte sich allgemach ihm ins Herz geschlichen, sacht, Tag um Tag und jedes Jahr mehr, bis es ihm schien, als wäre dies blonde, kraftvolle Mädchen Blut von seinem Blut, wäre wirklich sein. Und war er denn nicht mehr ihr Vater als Swensen, der Trottel, der ihr das Leben gegeben hatte? Zu einem vor Gott und Menschen wertvollen Geschöpf hatte doch nur er sie gemacht. Mit Vaterliebe umfaßte er sie. Und sollte ruhig zusehen, wie Sophie's Bruder sie verdarb, wie einst Sophie ihn?! Besseres war er Brüns Andenten schuldig! Selbst gegen ihren Willen rettete er sie. Er fragte auch nicht nach dem Preis, wenn es ihre Rettung galt.

Er sezte die Mütze auf, ging zur Tür.

„Wir wollen das gleich in Ordnung bringen.“

Im Hinausgehen streifte sein Blick die Flinte, die über der Tür hing. Nur einen Augenblick zögerte er. Dann nahm er sie vom Nagel, prüfte den Lauf, lud und warf sie über die Schulter.

Es gab keinen andern Ausgang aus der Stube als über das Flett, wo der Haushalt beim Abendbrot saß. Ohne ein Wort ging Janfredrik an den Essenden vorüber. Die Knechte trüben einander an. Es war nie vorgekommen, daß bei einer Mahlzeit Janfredrik an seinem Platz am oberen Ende des Tisches fehlte.

„Warum hat der Holm denn sein Schießgewehr mit?“ fragte Margret Swensen grämlich. „Wo er doch nicht auf die Jagd geht. O, Minners, was is es für ein Mann! Nu hat er auch mit dich was vorgehabt, Trina, un du kannst doch sonst so gut mit ihm — was ich von mich ja nicht behaupten will.“

Trina konnte keine Silbe hervorbringen. Die Bände drehten sich um sie. Vor Schreck stockten ihr sogar die Gedanken. Mit hängenden Armen saß sie, totenbläß, sah nicht, hörte nicht. Erst nach Minuten sezte die Tätigkeit ihres Gehirns wieder ein.

Ihn warnen! Das Gräßliche abwenden! Sich zwischen ihn und die Kugel werfen, wenn es keine andere Rettung für ihn gab!

Sie sprang auf. Ohne ein Wort lief sie hinaus, die Wiese entlang über die Brücke auf die Dorfstraße. Vielleicht war er heingefehrt, saß bei Ehlers. Er durfte das deckende Haus nicht verlassen. Er mußte abreisen, morgen schon. Sie kam ihm nach, wenn er rief. Wie ein Wirbelwind drehten sich die Vorstellungen ihr im Kopf, während sie lief mit dem Schicksal, mit dem Tod um die Wette.

Nach Luft ringend, stürzte sie bei Ehlers über die Schwelle. Ihre Augen suchten. Er war nicht unter denen, die auf dem Flett saßen. Er war nicht in der Stube. Endlich konnte sie sprechen. „Is — is Gerd Klunders zu Haus?“

„Ne. Wat schall he denn? — Trina! Dem! — Wat is d'r to dohn?“

Sie antwortete nicht. Sie hatte die Tür schon wieder in der Hand, rannte am Brunnen, am Garten vorbei, den Grasweg entlang, den Gerd heut nachmittag gewandert war.

„Gerd!“ Die Stimme hatte keinen Klang. „Gerd!“ — Die hohen Halme schlangen den zitternden Laut ein. Nur die Heuschrecken im Gras hörten ihn — „Gerd!“

Sie bog um die Kornbreite. Da lag das Moor. Noch hing die lange weilende Sonne des Juni über seinem Rand, goß Purpurglanz über das Schneefeld der Flockengräser, den Wildbruch. Kein Mensch, kein lebendes Wesen, so weit die Blicke trugen.

Sie hastete weiter, an den Kornfeldern von Schmalenbeck hin, weiter, ins Moor hinaus, dem Birkenbusch zu. „Gerd! Gerd!“

Und immer im lauschenden Ohr die Vorahnung des scharfen Flintenknalls, vor dem sie bebt.

Aber wie sie horchte, wie sie spähte, nicht Gerd, nicht Janfredrik. Und kein Laut als das Zirpen der Grillen, der Glockenton der Unken in den Tümpeln.

Sie lief, bis die Sonne hinunter war, die Sterne am tiefdunkeln Himmel aufzogen, von Dorflich zu Dorflich, von Birkenbusch zu Birkenbusch — bis die müden Füße im Kraut strauchelten und sie zur Erde stürzte.

Dort lag sie, von Erschöpfung an den Boden gefettet, mit feuchender Lunge, mit zum Zerpringen klopfendem Herzen. Es dauerte lange, bis sie aufstehen und sich nach Hause schleppen konnte. (Schluß folgt.)

Sturmlied.

Sturmwind, du mächtiger,
Toller Gefelle,
Trophiger, wilder,
Erprobter Kumpan,
Du in den schaffenden
Lüften gebor'ner,
Sturmwind, du Herrscher,
Dich rufe ich an!

Lös' mich aus lähmender,
Bleiernner Fessel,
Atemberaubter,
Tobbergender Ruh',
Füll' meine Seele
Mit brausendem Odem,
Weit soll sie werden
Und kraftvoll wie du!

Dort aus den Wolken
Und Bergen der Heimat,
Deiner wie meiner,
Komm' endlich herbei,
Frei lass' uns jagen
In sel'gem Vereine,
Lachend der Fließenden,
Sturmwind, juchhei!

Gertrud Seid.



Beim Wucherer.
Gemälde von G. Portiello.

Die Sinnesorgane der Pflanzen.

Von Wilhelm Haacke.

Wer sich jemals durch das anziehende Kleinleben unserer totrigen Wiesen hat fesseln lassen, wird sich auch über eine anmutige Charakterpflanze des Moores, den niedlichen Sonnentau, gefreut haben. Dessen Gattung ist in Deutschland durch drei Arten vertreten, unter denen der Rundblättrige Sonnentau (*Drosera rotundifolia*) die bekannteste ist. Das Pflänzchen, das im Juli und August blüht, trägt an seinem 10 bis 20 Zentimeter hohen Stengel nur eine unscheinbare Traube kleiner weißer Blüten. Desto auffälliger sind seine am Grund des Blütenstängels eine dichte Rosette bildenden Blätter. Die sind dicht mit verhältnismäßig langen und derben roten Haaren besetzt, von denen jedes an der Spitze ein kugelförmiges Tröpfchen eines kristallklaren, farblosen Drüsenstoffes trägt, unter anderm dazu bestimmt, Insekten, die sich auf das Blatt setzen, festzulegen zu lassen. Der Sonnentau gehört nämlich zu den sogenannten insektenfressenden Pflanzen; seine Blätter sind Fang- und Verdauungsorgane zugleich. Das weiß man schon lange; aber erst in neuester Zeit hat man entdeckt, daß der Sonnentau auch Sinnesorgane besitzt, die den Blättern die Erfüllung ihres Zweckes erst ermöglichen. In seinem Drüsenköpfchen trägt nämlich jedes Haar des Sonnentaublattes eine Anzahl empfindlicher Zellen. Unter den vielen tausend Zellen, aus denen gleich andern höheren Pflanzen auch die Sonnentaupflanze besteht, sind also nur verhältnismäßig wenige zu Empfindungsorganen ausgebildet, d. h., naturwissenschaftlich ausgedrückt, zu Organen, die Druck oder andere äußere Einwirkungen, sogenannte Reize, zu empfangen und weiter zu leiten bestimmt sind. Die Bestimmung der Sinneszellen des Sonnentaus, deren jede einen Kranz zahlreicher in die Außenwand der Zelle hineinragender Häpchen des lebenden Zellinhalts, des sogenannten Protoplasmas, trägt, besteht nun darin, die Haare sich gegen das Insekt biegen zu lassen, das sich auf das Sonnentaublatt gesetzt und die Sinneszellen der Haarköpfchen dadurch gereizt hat. Dazu ist es aber nötig, daß der Reiz bis an die am Grund des Haares liegende Stelle geleitet wird, mit der das Haar die Biegung gegen das Insekt hin auszuführen hat. Zu solcher Reizleitung dienen aber zweifellos die feinen Plasmafäden, die, wie bei andern Pflanzen, so auch beim Sonnentau, die Zellwände durchsetzen, dadurch eine Einwirkung des lebenden Zellinhalts auf den der Nachbarzellen ermöglichen und somit in der Pflanze die Rolle spielen, die beim Tier den Nerven übertragen ist, die Rolle der Reizleitung.

Reizleitung, ausgehend von besonderen, höchst zweckmäßig eingerichteten, nämlich Stoß oder Druck sozusagen auf bestimmte, engumschriebene Stellen vereinigen Zellen, finden wir keineswegs nur bei den Sonnentauarten. Eine andere deutliche Pflanze, bei der wir dergleichen antreffen, ist die blasige Aldrovande (*Aldrovandia vesiculosa*), die bei uns freilich nur in etlichen Seen und Teichen Westpreußens, Posen und Oberschlesiens und an einigen andern Orten, z. B. im Paarsteiner See bei Angermünde und im Teich am Wasserburger Bühl zwischen Lindau im Bodensee und Wasserburg, vorkommt. Diese ebenfalls zur Familie der Sonnentaugewächse gehörige sonderbare Pflanze ist dicht mit bauchig aufgetriebenen, also blasigen, dem Fang kleiner Wassertiere dienenden Blättern besetzt, deren Stiel beiderseits ein Paar lange Wimpern trägt, zwei Fühlborsten, wie man sie genannt hat. Deren Einrichtung ist höchst sinnreich. Eine solche Fühlborste besteht nämlich aus zwei steifen Abschnitten, gelenkartig verbunden durch eine kurze, biegsame, aus Sinneszellen bestehende Strecke. Nur an dieser Stelle also wird die Borste bei einigermaßen unsanfter Berührung eingeknickt, wodurch die Sinneszellen eine starke Gestaltverzerrung erleiden, ausreichend gereizt werden. Der Reiz wird dem blasigen Fangapparat des Blattes zugeleitet, dieser dadurch zum Spielen seiner Rolle veranlaßt.

An die Fühlborsten der Aldrovande erinnern die Fühlhaare der berühmten, in den Sümpfen Carolinas wachsenden Venusfliegenfalle (*Dionaea muscipula*), die gleichfalls zur Familie der Sonnentaugewächse und zu den insektenfressenden Pflanzen gehört, ein sich auf eines ihrer Blätter setzendes Insekt sofort durch Zusammenklappen des mit ineinandergreifenden Randborsten besetzten Blattes festhält und es darauf verdaut. Die Fühlborsten der Venusfliegenfalle, sechs auf jedem Blatt, stehen jedoch nicht am Blattrand, sondern mitten auf dem Blatt. Am Fuß dieser steifen Borsten fällt nun eine Einschnürung auf, ein Gelenk, das einen Kranz plasmareicher Sinneszellen trägt, bei Biegung der Borste Zerrung und Quetschung seiner Sinneszellen erleidet, also den Reiz empfängt, der fortgeleitet, das Zusammenklappen des Blattes veranlaßt.

Venusfliegenfalle, Aldrovande und Sonnentau gehören, wie wir gesehen haben, zur gleichen Pflanzenfamilie. Man könnte deshalb meinen, der Besitz von Sinnesorganen sei eine Besonderheit der Sonnentaugewächse. Das trifft aber nicht zu. Bei Pflanzen aus den verschiedensten Familien findet sich Ähnliches, unter anderm bei den Kornblumen- (*Centaurea*-) Arten, die an ihren Staubfäden zweizellige Fühlhaare tragen, und bei der Berberitze (*Berberis vulgaris*), an deren bei Berührung umklappenden Staubfäden derbe Warzen mit dünnhäutigem Fußgelenk die Sinnesorgane darstellen. Überall also, wo sich unter den Angehörigen dieser oder jener Pflanzenfamilie eine besonderer Sinnesorgane bedürftige Art fand, ist sie auch damit bedacht worden. So finden wir bei den auf sehr verschiedene Pflanzenfamilien verteilten Rankenpflanzen, deren Ranken sich um die sie berührenden Äste und dergleichen herumwickeln, zahlreiche Sinneszellen für die Aufnahme des Berührungszweizes. Diese Sinneszellen sind oft so empfindlich, daß sie noch durch ein winziges Fädchen oder dergleichen, durch ein Körpchen, wovon 20000 auf ein Milligramm gehen, erfolgreich gereizt werden, wogegen die empfindlichsten Stellen unserer Haut mindestens einen zehnmal stärkeren Reiz verlangen. Allerdings sind die betreffenden Sinneszellen sehr dünnhäutig, also für Druck sehr empfänglich. Wo sie aus anderweitigem Bedürfnis eine derbere Haut haben müssen, weisen die Sinneszellen der Ranken winzige Fühl- oder Tasttupfel auf, Stellen, wo Fortsätze des reizbaren Plasmas schüsselförmig vorgewölbte Hautpartien ausfüllen und sich dadurch Berührungszweizen aussetzen.

Wie weit die den Berührungszweizen dienenden Sinnesorgane der Pflanzen mit Tastorganen bei Tieren übereinstimmen, mag hier dahingestellt bleiben. Sicher ist jedoch, daß gewisse Sinnesorgane von Pflanzen weitgehende Übereinstimmung mit den entsprechenden tierischen Sinnesorganen zeigen. Das gilt namentlich für die Organe des Gleichgewichts. Bei manchen Tieren bestehen diese den meisten Laien unbekanntem Organe aus ringsum geschlossenen oder eine Mündung aufweisenden bläschenförmigen Hohlräumen, deren Innenwand eine Anzahl Borsten trägt. Diese ragen bis nahezu in die Mitte des mit Wasser oder einer andern Flüssigkeit angefüllten Bläschens hinein und halten hier ein vom Körper gebildetes oder von außen aufgenommenes Körnchen aus Kalk oder dergleichen, ein Gleichgewichtssteinchen, in der Schwebe, das je nach der Körperlage des betreffenden Tieres bald auf diese, bald auf jene Borsten drückt und dadurch das Tier von Störungen seiner Gleichgewichtslage unterrichtet. Auch der Mensch hat ein solches Organ des Gleichgewichtsinnes; es ist ein Teil des sogenannten Orlabyrinthes, des Innenohrs. Vor etwa zehn Jahren hat ein Botaniker die Vermutung ausgesprochen, der Schwerkraftreiz müsse von der Pflanze irgendwo aufgenommen werden. Diese Vermutung lag ja nahe genug. Denn die Schwerkraft — die sogenannte Anziehungskraft der

Erde — wirkt auf die Pflanzen ein. Sie läßt Hauptprossen senkrecht in die Höhe, Hauptwurzeln senkrecht in die Tiefe, Nebenprossen und Nebenwurzeln in schräger Richtung nach außen wachsen, läßt die betreffenden Teile ihre natürliche Lage wieder einnehmen, wenn die Pflanze mit Gewalt ganz oder teilweise in eine ihr fremde Lage versetzt worden ist.

Daß nun der Wiederherstellung der natürlichen Gleichlage auch bei Pflanzen Sinnesorgane dienen, ist aber erst eine Entdeckung der neuesten Zeit. Sie war, nachdem man einmal danach zu suchen anfing, um so leichter, als die Gleichgewichtsorgane der Pflanzen von denen der Tiere gar nicht so sehr verschieden sind. Auch bei Pflanzen gibt es Gleichgewichtsbläschen. Sie bestehen aus einer einzelnen Zelle, und Stärkemehlkörner spielen in ihnen die Rolle des Gleichgewichtssteinchens. Durch Beweglichkeit dem Zuge der Schwerkraft zu folgen befähigt, drücken sie zu mehreren auf die der Zellwand anliegende Plasmasschicht des Gleichgewichtsbläschens, die, an verschiedenen Stellen ungleich empfindlich, die Pflanze durch Weiterleitung des Reizes veranlaßt, ihre natürliche Gleichgewichtslage wiederherzustellen. In einem aus seiner natürlichen senkrechten Stellung in wagerechte Lage gebrachten Stengel z. B. drücken die die Rolle von Gleichgewichtssteinchen spielenden Stärkekörner nicht mehr auf den Boden, sondern auf die Seitenwand des Gleichgewichtsbläschens, worauf Rückkrümmung des Stengels in die senkrechte Stellung die Gleichgewichtsörnchen allmählich in ihre alte Lage zurücksinken und dadurch den unnatürlichen Reiz schwinden läßt.

Den zur Rückgewinnung der verloren gegangenen natürlichen Lage dienenden Bewegungen bei Pflanzen lassen sich jene Bewegungen an die Seite stellen, die den Pflanzenteilen, insbesondere der Blattfläche, die beste Lage zu den Sonnenstrahlen geben. Daß solche Bewegung vorkommt, ist längst ebenso allgemein bekannt, wie die Bewegung selbst allgemein verbreitet ist. Und daß den Pflanzen lichtempfindliche Organe — Augen können wir sie schließlich nennen — die Richtung der sie treffenden Lichtstrahlen angeben, wird uns nach allem obigen kaum noch wundern. Tatsächlich läßt sich die Oberseite vieler Laubblätter mit einem großen, zusammengesetzten Auge, einem aus lauter kleinen einzelnen Augen bestehenden sogenannten Facettenauge vergleichen, wie wir es bei vielen Insekten und Krebsen finden. Sozusagen Augenlinse und Netzhaut zugleich, besteht jede Zelle der dem Lichtreiz dienenden Blattoberseite aus einem optischen Apparat in Gestalt einer glashellen Sammellinse, verbunden mit einer lichtempfindlichen Plasmasschicht. Dieser Schicht werden die Lichtstrahlen durch die Linse und den klaren Zellsaft zugebrochen. Wo sie nahezu auf einen Punkt der lichtempfindlichen Plasmasschicht vereinigt werden sollen, wird der optische Apparat auch wohl durch eine linsenförmige Verdichtung der äußeren Zellwand, eine gewissermaßen in diese eingesetzte, mitunter sogar verkieselte, also sozusagen aus Glas bestehende Sammellinse gebildet. Legt man ein Stück Blattoberhaut mit solcher Sammellinse unter das Mikroskop, so sieht man, wie sich das der kleinen

Sammellinse entsprechende Mittelfeld hell und scharf von dem sie umgebenden, viel dunkleren Ringe abhebt, und wie schon geringe Abweichung des Blattes von senkrechter Stellung zum Lichtstrahl den hellen Fleck seitwärts verschiebt und das Blatt dadurch ganz genau von seiner Lage zu den seine Oberfläche treffenden Lichtstrahlen unterrichtet, worauf es eine zur Herstellung der richtigen Lage etwa notwendige Bewegung ausführen kann.

Wie den zusammengesetzten Augen bei Tieren einfache Augen gegenüberstehen, so den aus lauter lichtempfindlichen Zellen bestehenden Blattoberhäuten bei Pflanzen einfache Lichtreizorgane. Sie sind allerdings seltener als jene, wie denn auch bei Tieren die einfachen Augen seltener als die zusammengesetzten sind. Dafür sind sie vollkommener als die einzelnen Augen des zusammengesetzten Auges. Und so sind auch die einfachen Lichtreizorgane der Pflanzen vollkommener als die Zellen der gleichmäßig lichtempfindlichen Blattoberflächen. Die betreffenden Pflanzenorgane bestehen nämlich aus zwei Zellen, aus einer großen, kreisrunden, kuppelförmig emporragenden Zelle, die auf ihrem Scheitel eine zweite, und zwar eine viel kleinere, linsenförmige, glashelle, stark lichtbrechende Zelle trägt, eine Sammellinse, die der mit lichtempfindlichem Plasma belegten Innenwand der großen, der Sinneszelle die Lichtstrahlen zubricht.

Wunderbar genug, wie diese „Richtungsäugen“ der Pflanzen auf den ersten Blick erscheinen mögen, verlieren sie doch bei näherem Befinden alles Überraschende. Allerdings, mit wachsendem Erfassen vor der Großartigkeit der bis in die unsehbarste Einzelheit hinein zweckmäßigen Gesamtnatur müssen sie uns erfüllen; aber daß die Pflanze, die für so manche Lebenstätigkeiten besondere Organe hat, auch Organe für die Einwirkung bestimmter, von außen kommender Reize besitzt, ist bei der sonstigen Zweckmäßigkeit des Organismus nicht weiter wunderbar. Wundern muß man sich nur darüber, daß die Sinnesorgane der Pflanzen erst so spät entdeckt worden sind. Sie wären wahrscheinlich viel früher gefunden worden, wenn man sich nicht daran gewöhnt hätte, bei dem Auffinden zweckmäßig eingerichteter Sinnesorgane gleich an ein reich entwickeltes Empfindungsleben zu denken. Hat die Pflanze wirklich eine Empfindungswelt, so ist sie jedenfalls einfachster Art.

Wir wollen hinter den Sinnesorganen der Pflanzen keine Sinne, wie wir selbst sie haben, suchen, trotzdem die Ähnlichkeit zwischen Tier und Pflanze auf keinem Gebiet so groß ist, wie auf dem der Sinnesorgane. Aber tierische sowohl als auch pflanzliche Sinnesorgane finden wir besonders auf Organisationsstufen, die über ihre Zugehörigkeit zum Tier oder zum Pflanzenreich nicht den geringsten Zweifel lassen. Wer möchte Sonnentau und Berberitze wegen ihrer Sinnesorgane als Tiere ansprechen? Die Unterscheidung von Tier und Pflanze wird durch die tiefe Organisation der sozusagen organlosen niederen Geschöpfe erschwert, nicht aber durch die Entdeckung von Sinnesorganen bei hochentwickelten, unzweifelhaften Pflanzen.



Aber eine Hindutrauung nach allem Nitus, von der wohl nur selten bisher ein Europäer Zeuge war, berichtet jetzt der Missionar Paul Wagner in Purulia. Die Braut zählte kaum 14 Jahre, der Bräutigam, ein höherer Beamter, der europäische Bildung genossen hatte und sogar einen akademischen Grad besaß, sich aber gleichwohl dem alten Ritual unterwarf, etwa 20 Jahre. Das Horoskop war schon lange vorher von einem hohen Brahmanen gestellt worden, und der Hauspriester berechnete nach diesem Dokument — mit Hilfe einer Taschenrechner! — die richtige Zeit. Im Hof war das große Brautzelt, von sechs Bambuspfosten getragen, aufgespannt. Darunter nahmen auf je einem Teppich mit zwei Lichtern väterlich Braut und Bräutigam mit ihren nächsten Angehörigen Platz. Der Bräutigam, der zuerst unter das Zelt trat, hielt in der einen Hand einen Spiegel, in der andern ein Schwert: dieses ein Symbol der Verpflichtung, die zukünftige

Gattin zu schützen, jener ein Ausdruck des Gedankens, daß hinfort die Gattin sein Ebenbild sein soll. Pöpslich ertönte überall der schrille Ruf „Allu“, den Entenruf nachahmend; er soll die bösen Geister vor Untaten warnen, und zugleich ist er eine Erinnerung an jene alten Zeiten, da die Tiere des Waldes die einzigen Trauzengen waren. Jetzt wird auf einem mit buntem Papier besetzten Brett die Braut in den Raum getragen und zugleich der Bräutigam seiner Gewänder entkleidet und mit rotem Papier angetan. „Das Blut sei ein Zeichen zwischen mir und dir“, spricht die rote Farbe. Siebenmal wird die Braut um den Bräutigam getragen und unter gellendem Lärm lassen jetzt die beiden die Hülle fallen, die das Gesicht verbergte: sie leben sich zum erstenmal. Trauzuschwüre werden gewechselt: „Ich will dir sein, was Nam der Sita war“, usf. Daraufhin ertönen immer und immer wieder die gespenstischen, unheimlichen Illuruse. Dann wird der Bräutigam

in die innern Gemächer zu den Verwandten der Frau auf einem Brett getragen. Dort wird er einer eingehenden Kritik unterzogen. Man neckt ihn z. B.: „Die Spaten sind deine Zähne“ und eine andere Frau fügt hinzu: „und weiß wie Ebenholz“ usf. Unter lärmenden Ultrasen wird er schließlich wieder unter das Zelt getragen, und die Eheschließung ist vollzogen.

Johann Philipp Palm. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Am 26. August vollendet sich ein Jahrhundert seit dem Tod Johann Philipp Palm's, der, ein Opfer der französischen Gewaltherrschaft, im Jahr 1806 in Braunau kriegsrechtlich erschossen wurde. Palm, der 1766 in Schorndorf geboren wurde, war Buchhändler und kam durch seine Heirat in den Besitz der Steinischen Buchhandlung in Nürnberg. Im Frühjahr des Jahres 1806 veranlaßte die Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“, die die bittersten Wahrheiten über Napoleon I. und seine Truppen enthielt. Der französische Machthaber war empört; er ließ Palm in Nürnberg verhaften und in Braunau vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zum Tod verurteilte. Wenige Stunden später wurde er erschossen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Lande, und sicherlich hat diese grausame Gewalttat manches dazu beigetragen, das Feuer gegen Napoleon zu schüren.

Dr. A. Kn.



Joh. Phil. Palm.

lagt Trojanovic, essen viel mehr gefochtes Mehl (also Mehlbrei) als gebadenes Brot. Eigentümlich ist das Kochen in Säden ohne Feuer und Wasser. In Montenegro beispielsweise füllt man einen Sad mit nassem Haier, erhitzt diesen durch einen glühenden Stein und kocht in dem Sad Eier, aber auch Früchte, selbst Fleisch. Fehlt dem makedonischen Heiden ein Kochgeschirr, so nimmt er einfach den gereinigten Magen des geschlachteten Tieres und kocht darin über gelindem Feuer. Ein anderes merkwürdiges Kochgeschirr besteht aus der abgezogenen Rinde eines Affes der Linde. Dahinein wird das Fleisch mit Zubehör in Wasser getan; die Röhre stößelt man dann zu, verschmiert die Enden mit Ton oder Lehm, vergräbt dieses Kochgeschirr ein paar Zentimeter tief in die Erde und zündet darüber ein Feuer an. Nach zwei Stunden etwa sind die Speisen gar.

Freiherr v. Riedel. Am 14. August ist in der Klinik zu München, wenige Stunden nach einer Operation, die ihn von schwerem Leiden befreien sollte, der frühere bayerische Finanzminister, Freiherr v. Riedel, gestorben. Er hat den wohlverdienten Ruhestand, den er Ende des vergangenen Jahres antrat, von der Gnade des Prinz-Regenten und dem Dank des bayerischen Volkes besitzend ein einziges Jahr des Ausruhens



Frank Marshall.

Palm's Gedächtnis aber ging durch die Jahrzehnte, etwas wie der Schein des Märtyrers spielt um seine Gestalt. In Braunau, wo er den Tod fand und begraben liegt, wurde ihm 1866 auch ein Bronze-standbild errichtet.

Vom Nürnberger Schachturnier. Das internationale Schachmeisterturnier in Nürnberg, ein interessanter Wettkampf von siebzehn bewährtesten Meisterschaftspielern, ist ausgefochten, auch die noch schwebenden Parteien sind nun endgültig zum Austrag gekommen, die Preise verteilt. Wir stellen den Träger des ersten Preises Marshall unsem Lehrer im Bild vor, ist das alte Schach-

gleitet, nicht lange genießen können — ein einziges Jahr des Ausruhens ist dem 76jährigen beschieden gewesen nach einem Leben voller Arbeit und Aufregung. Freiherr v. Riedel hat sich um die volkswirtschaftliche Entwicklung Bayerns unschätzbare Verdienste erworben. Im Jahr 1877, in einer Zeit allgemeinen wirtschaftlichen Niedergangs, zur Leitung des Finanzministeriums berufen, hat er es durch zähe Energie, durch kluge, weitaussehende Politik in wenigen Jahren fertig gebracht, nicht nur das vorhandene Defizit der Staatskasse zu beseitigen, sondern dem Staat auch neue, große Einnahmequellen zu verschaffen. Aber auch schon vor seiner Ministerzeit war Freiherr v. Riedel sowohl für sein engeres Vaterland, wie für das Reich — als Bevollmächtigter des Bundesrats — in so hervorragender Weise tätig, daß Fürst Bismarck ihn gern ganz für den Reichsdienst gewonnen hätte. Febr. v. Riedel genoss, dank seines graden, rechtlichen Charakters, die Achtung aller Parteien — sein Andenken bleibt hoch in Ehren stehen.



K. Baumann, München, phot.

E. Freiherr von Riedel †

spiel doch so verbreitet und beliebt, daß das Ergebnis der großen Schachturniere überall immer mit brennendem Interesse verfolgt wird. Als besonders bemerkenswert muß betont werden, daß Marshall während des ganzen Turniers keine Partie verloren hat. Auch der Träger des zweiten Preises, der Prager Meister Duras gilt als ein Mann, von dem in Schachkreisen noch viel erwartet wird.

Serbische Speisenbereitung.

Auf welcher Stufe die materielle Kultur der Serben und ihrer Nachbarn noch heute steht, zeigt eine interessante Studie des Belgrader Ethnologen Trojanovic im „Archiv für Anthropologie“. Wir finden hier noch alle Urformen der Kochkunst in Blüte, wie wir sie nur bei tiefstehenden Naturvölkern sonst heute noch antreffen. Die Serben sind beispielsweise „Steinlöcher“, d. h., glühend gemachte Steine werden in die mit Wasser und Fleisch gefüllten Töpfe geworfen und bringen die Speisen zum Kochen. Als Kochgeschirr dienen dabei oft Schalen aus Birkenrinde, die glühenden Steine werden dann mit hölzernen Klammern gehalten. Wie die südamerikanischen Indianer „bukanieren“ die serbischen Bauern das Fleisch, indem sie es an der Sonne dörren. Kleinvieh wird oft derart gebraten, daß man das geschlachtete Tier mit einer Tonkruste überzieht und es in einer mit heißen Steinen erhitzten Grube dünstet, gerade so, wie Baler es von den Rubiern am Blauen Nil berichtet, „wo ein auf diese Art zubereiteter Elefantensfuß einen großen Lekturbissen liefert“. Das Brot wird nicht nur gebaden, sondern auch gefocht, ganz wie bei den Jägern der Urzeit. Die meisten serbischen und rumänischen Bauern,



Joh. Phil. Palm's Grab in Braunau a. J.

Torpedos im 15. Jahrhundert.

Nach dem Frieden zwischen Japan und Rußland werden jetzt alle Nationen eifrig die Erfahrungen verwerten, die auf dem Kriegsschauplatz gewonnen wurden. Besonders werden die Erfolge der „modernen“ Seewaffen, der Torpedos, in Betracht gezogen werden müssen. — Modern? — Darüber läßt sich streiten. Es gibt allerhand Arten von Torpedos: Landtorpedos, meist Minen genannt — treibende Torpedos, meist vagabundierende Seeminen — automobile Torpedos, das sind die furchtbaren Geschosse unserer Panzer und Torpedoboote. Alle sind Jahrhunderte alt. Zwar nicht als offen beladene Waffen wie heute, sondern als List und Geheimnis einzelner kluger Kriegsmänner. Schade, daß wir so wenig mehr von den Künsten dieser Meister wissen, sie waren klüger, als man heut meist glaubt. Schon bei einem arabischen Kriegsbauemeister, Hassan eddin geheiß, finden wir um 1285 automobile Torpedos. Und wie Whithead das heutige Torpedogeschloß der Form des Fisches nachbildete, so auch der Mohammedaner vor über 600 Jahren. Fischförmige Sprengkörper sind keine Geschosse, die durch eine nach hinten brennende Rakete auf dem Wasser dahingleiten. Nachdem das Pulver in Europa gemein geworden war,

wurden hier auch derartige Waffen belampt. Ausführlich beschreibt sie das lateinische „Kriegsinstrumentenbuch“ von 1420 auf der Staatsbibliothek zu München. Aber auch Schiller beschreibt in seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ den Versuch des Federico Gianibelli, ter in der Nacht vom 4. zum 5. April 1585 zwei Torpedos gegen die Scheldebrücke von Antwerpen treiben ließ.



Vorderseite der Bismarckmedaille.

Er verwendete hierfür zwei alte Schiffe, die mit Pulver und Steinen beladen waren. Das eine, die „Hoffnung“, hatte sogar eine Zeitzündung durch ein Uhrwerk, und die Einrichtung kennen wir ganz genau durch die heute noch im Wiesbadener Staatsarchiv vorhandenen Zeichnungen. F. M. F.

Hamburger Bismarck-Medaille. (Zu nebenstehenden Abbildungen.) Zum Gedächtnis an die Entfaltung des herrlichen Bismarck-Denkmal in Hamburg, das in seiner marigen Wucht und Schlichtheit auf den Beschauer geradezu überwältigend wirkt und wie kein anderes der vielen Bismarck-Monumente dem großen Mann, den es verehrt, gerecht wird, hat die Hamburger Münze kürzlich eine Medaille prägen lassen. Der künstlerisch

Sterilisierte Hühnchen. Seitdem verschiedene Bakterien als Erreger schwerer Krankheiten, als Träger verheerender Seuchen erkannt worden sind, ist auch in weiten Kreisen das Interesse für diese kleinsten Lebewesen gestiegen. Im allgemeinen fürchtet man die Spaltpilze und meint, man sollte sie nach Kräften vernichten.

Man überieht aber, daß nicht alle Bakterien schädlich sind, daß nicht alle Krankheit und Fäulnis hervorrufen. Es gibt auch nützliche Bakterien, und ihre Zahl ist größer als man noch vor kurzem glaubte. Die neuesten Untersuchungen sprechen sogar dafür, daß die höheren Pflanzen und Tiere, selbst der Mensch, ohne Beihilfe der winzigen Spaltpilze nicht fortbestehen könnten. In einem Boden, in dem gar keine Bakterien wuchern, gedeihen Pflanzen nur kümmerlich fort, für einige Arten, wie z. B. die Hülsenfrüchte, ist es sogar mit Bestimmtheit erwiesen, daß sie zu üppigerem Wachstum des Zusammenwirkens bestimmter Spaltpilze bedürfen. Man impft darum vielfach den Acker mit diesen nützlichen Bakterien. Auch im Darm der Tiere findet man diese Lebewesen in großer Menge und in bunter Mannigfaltigkeit der Arten, und die meisten von ihnen sind nicht schädlich, sondern zum Verdauen, zur Fortführung des Lebens unbedingt notwendig. Auf diese Tatsache weist Dr. Max Schottelius, Professor der Hygiene an der Universität Freiburg i. B., in seinem sehr empfehlenswerten vollständigen Buch „Bakterien, Infektionskrankheiten und deren Bekämpfung“ hin. Er bringt aber auch zahlreiche Beweise für die Nichtigkeit dieser Anschauung bei. Es waren technische Schwierigkeiten, die sich der experimentellen Lösung der Frage nach dem Nutzen oder Schaden der Spaltpilze für die Ernährung der warmblütigen Tiere und des Menschen entgegenstellten, und erst in den letzten Jahren ist es gelungen, diese Bedeutung der Darmbakterien durch den Versuch nachzuweisen. Bekanntlich kann man befruchtete Hühner Eier künstlich ausbrüten und die ausgeschlüpften jungen Hühnchen haben eine so große Selbstständigkeit, daß sie ohne Hilfe ihre Nahrung finden, wachsen und gedeihen können. Was würde wohl geschehen, wenn wir solche Hühnchen unter völligen Ausschluß von Bakterien großziehen wollten? Wenn wir sie in völlig keimfreien Behältern, in keimfreier Luft hielten, mit keimfreier Nahrung fütterten und mit sterilisiertem Wasser tränkten? Ein solcher Versuch wäre gewiß lehrreich. Seiner Ausführung stand nur eins im Wege: sämtliche Hühnerier sind bereits, wenn sie gelegt werden, mit Bakterien infiziert auf und in der Schale, und es erschien unmöglich, diese Bakterien zu beseitigen oder zu vernichten, ohne die Keimkraft des jungen, noch im Innern befindlichen Hühnchens zu benachteiligen. So würden die Versuchstiere in den keimfreien Behältern die Bakterien schon mitbringen. Neuerdings ist es aber doch gelungen,



Rückseite der Bismarckmedaille.

unter einer großen Anzahl besonders ausgewählter Hühnerier wenigstens einen kleinen Prozentsatz keimfrei zu machen und aus ihnen wirklich sterile Hühnchen zu erzielen, an denen kein Bakterium haftete. An ihnen konnte man die



Der neue Papin-Brunnen in Kassel. Ausgeführt von Hans Ewerding, Rom.

Der Papin-Brunnen in Kassel. (Zu nebenstehender Abbildung.) Über zweihundert Jahre sind es her, daß Denis Papin, der geniale Erfinder des Dampfbootes, von Marburg her in Kassel einzog, um unter dem Schutz des kunstsinntigen Landgrafen Kurt seine Versuche fortzusetzen, die Dampfkraft für die Schifffahrt auszunutzen. Der Unverstand der in ihrem Erwerb sich bedroht glaubenden Schiffer zerstörte sein kleines Dampfboot, in dem er glücklich bis Hann.-Münden gekommen war; nur der gutehörnere Dampfzylinder blieb unverfehrt und wird im Hof des Kasseler Museums am Friedrichsplatz bewahrt — ein Geschenk der großen Maschinenfabrik Henschel & Sohn, die im Dienst der Dampfkraft ein Heer von Lokomotiven erbaut hat. Nun erhebt sich gegenüber dem sogenannten „Kunsthause“, im alten Steinweg zu Kassel ein prächtiger Brunnen, der das Gedächtnis Papins in Ehren lebendig erhalten soll. Das schöne Werk ist eine Schöpfung von Hans Ewerding; es zeigt eine Zinglingsgestalt, die das Modell jenes ersten Dampfbootes emporhebt, und von der Architektur des Sockels umrahmt ein Reliefporträt Denis Papins, des genialen Erfinders.

unter einer großen Anzahl besonders ausgewählter Hühnerier wenigstens einen kleinen Prozentsatz keimfrei zu machen und aus ihnen wirklich sterile Hühnchen zu erzielen, an denen kein Bakterium haftete. An ihnen konnte man die

G. Erwald, Kassel, phot.

Wirkung der keimfreien Ernährung studieren und das Gedeihen dieser Pflänzlinge mit den von Kontrollhühnchen verglichen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen ausgebrütet und im Freien großgezogen wurden. Es hat sich dabei gezeigt, daß, ähnlich wie die Pflanzen, auch die Tiere ohne Spaltpilze nicht gedeihen. Wohl gelingt es, solche „keimfreien“ Hühnchen bis zum 28. Tage am Leben zu erhalten. Die Tiere freisen und verdauen fortwährend, sie konsumieren sogar viel mehr Nahrung (aufgeweichte Hirsekörner, hartgeflochtenes zerhacktes Eiweiß usw.) als die im Freien gehaltenen Kontrollhühnchen; aber die steril gezüchteten Tiere nehmen nicht am Gewicht zu wie die normalen, sondern sie zehren im Gegenteil von ihrer eigenen Körpersubstanz und verlieren bis 34 v. H. ihres Anfangsgewichtes im Laufe ihres kurzen Lebens, während die normalen Kontrolltiere in der gleichen Zeit um das Zweifache bis Dreifache ihres Anfangsgewichtes zugenommen haben. Wir sehen also, daß die Spaltpilze auch für das tierische Wachstum, für die Ernährung, nützlich und sogar notwendig sind. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, gewinnt auch die Bakterienflora im menschlichen Darm an Bedeutung. Die Erforschung ihrer Wirkungen, das Erkennen der unbrütenden und schädlichen Arten bildet eine der Zukunftsaufgaben der noch jungen, aber segensreich waltenden bakteriologischen Wissenschaft.

Die Länge des Darmes. In der Schule lernten wir, daß der Darm bei Pflanzenfressern viel länger sei als bei Fleischfressern. Als selbstverständlich wurde betrachtet, daß die Darmlänge dabei von der Länge des Körpers abhängt. Doch das ist nicht richtig. Bestimmend scheint nur die Beschaffenheit der Nahrung zu sein, namentlich ihre Menge und Verdaulichkeit. So gibt es bei den pflanzenfressenden Tieren verblüffende Unterschiede in der Länge des Darmes im Verhältnis zu der Größe des Körpers. Der Darm des Elefanten hat durchschnittlich die respectable Länge von 20 Metern, bei den kleinen Schafen hat man aber Därme, die 32 Meter lang waren, gefunden, und der Darm der Giraffe ist vollends 76 Meter lang! Beim Menschen kann die Länge dieses Verdauungsorgans sich sehr verschieden gestalten. Anatomische Untersuchungen ergaben, daß die Darmlänge bei den Deutschen zwischen 5 und 10 Metern, bei den Russen zwischen 6 und 12 Metern schwanken kann. Die Länge des Körpers hat darauf keinen Einfluß, ebenso wenig die Masse; die Ernährungsweise muß wohl maßgebend sein.

Das neue Fedajahaus. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Selten hat eine alpine Feiertage so weitreichendes Interesse gefunden wie die Eröffnung des von der Alpenvereinssektion Bamberg erbauten Schutzhäus auf dem Fedajapaf. Zwei Momente kommen dabei in Betracht. Erstens die herrliche Lage im Herzen der berühmten Dolomiten, 2042 Meter über dem Meer auf einem Punkt, wo die grellsten alpinen Gegenstände in ergreifender Großartigkeit aneinander

prallen. Der Paf selbst bildet eine idyllische blumenbesäte Mattenfläche, im Süden aber blinken die Gletscher und Firnsfelder der Marmolata (3344 Meter), der „Königin der Dolomiten“, und neben ihr schwingt sich der trotzige Vernöl (3208 Meter) mit seinem schauerlichen Plattensturz und seiner unnahbar scheinenden Spitze auf. Gegen Norden aber lagern breit und mäßig die Padönberge mit ihren schwarzen, bizarr geformten, aus vulkanischem Gestein bestehenden Gipfeln. Über sie zieht sich der „Bindelweg“ hin, der schönste Höhenweg der Dolomiten, der nach dem verdienten Obmann der Alpenvereinssektion Bamberg, Dr. Bindel, benannt worden ist. Auf der Südseite führt ein hochinteressanter Touristenweg über den Westgrat der Marmolata zum Kontrinhause hinab. Und inmitten all dieser alpinen Herrlichkeiten liegt das neue Schutzhäus. Aber auch in nationaler Beziehung bedeutet es einen hochwichtigen Stützpunkt, denn in diesem Gebiet kämpfen die Deutschen und die mit ihnen verbündeten Nitalabiner auf wirtschaftlichem Feld einen schweren Kampf gegen die irredentistischen Italiener. Das Fedajahaus enthält innerhalb seiner massiven Mauern 25 Touristenzimmer mit 48 Betten, außerdem viele Nebenräume; auch hat es eine eigene Trinkwasserleitung und eine 100 Quadratmeter große Veranda mit herrlicher Aussicht. Zu der Eröffnungsfeier am 5. d. Mis. hatten sich über 300 Touristen eingefunden. Man unternahm dann eine Massenbesteigung der Marmolata.



Vom Telephonkabel durch den Bodensee. Der Kabeldampfer unterwegs.

Kabellegung durch den Bodensee. Unser nebenstehendes Bild führt an den Bodensee, wo kürzlich zwischen Romanshorn und Friedrichshafen das erste Telephonkabel im Wasser verlegt wurde. Mehrere Versuche mußten zuvor unternommen werden, ehe es der Firma Siemens & Halske gelang, die von der württembergischen, bayerischen und schweizerischen Telegraphenverwaltung ihr übertragenen Arbeiten nach dem System des Professors Pupius auszuführen — wir sehen das Schiff, das von einer Baggermaschine begleitet wird, in voller Tätigkeit. Am 9. August d. J. wurde das Kabel in einer Maximaltiefe von 250 Metern festgelegt.

Was eine Brücke in China kostet. Auf Anregung des P. René Desnos wurde jüngst in der chinesischen Provinz Nganhoei von der Behörde eine Brücke über einen reißenden Bergstrom gebaut. Diese Brücke steht auf neun Doppelpfeilern, die zehn Bögen von je 24 Tschih Spannweite tragen. Sie ist aus Holz und Steinen errichtet, die zum Teil aus weiter Ferne transportiert werden mußten. Pater Desnos hat nun genau berechnet, was diese Brücke kostet. Die Handlanger erhielten 110 Sapelen (27 1/2 Pfennig) Tageslohn, Zimmerleute und Maurer je 32 1/2, die Lastträger bis 30 Pfennige täglichen Lohn.



Bambergerhaus auf dem Fedajapaf mit Marmolata. B. Müller, Hagen, phot.

An Lohn wurden im ganzen 272 980 Sapelen bezahlt, der Wert der Rohmaterialien beläuft sich auf 70 050 Sapelen. Die Brücke kostet also alles in allem 343 030 Sapelen, oder nach unserm Geld rund 858 Mark! In Frankreich würde die gleiche Brücke nahezu zwösfmal soviel kosten.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Birih in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.